

Zeitschrift: St. Elisabeths-Rosen : Monatszeitschrift für die christliche Frauenwelt
Herausgeber: Schweizerischer Katholischer Frauenbund
Band: - (1910)
Heft: 11

Heft

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



ST. ELISABETHS.
= Rosen =

HERAUSGEGEBEN VOM
SCHWEIZ-KATHOLISCHEM
— FRAUENBUND —

DER-KATH.-FRAUENZEI-
TUNG "NEUE FOLGE"

1910

LUZERN. DRUCK UND
VERLAG: RABER & Cie

Heft II



Seht die Reiter kühn und stolz!
Ist das Pferdchen auch von Holz,
Doch es trägt sie alle drei
Nach dem Galactina-Brei.

5915



Privat-Pension Meyer

in Oberägeri, Cl. Zug. H 1999 Lz

800 M. ü. M. Ruhiges Familienleben, gute bürgerliche Küche, schöne hohe Zimmer, einfach freundl. Bedienung. Pensionspreis für 4 Mahlzeiten und Zimmer Fr. 3.50—4.— per Tag. Um nähere Auskunft und Prospekte wende man sich an die sich höfl. empfehlenden Eigentümer Meyer & Cie.

Richter's Ankersteinbaukasten
ein Idealspiel für Kinder jeden Alters Räber & Cie., Luzern

SCHÜTZT

euch vor unreinem Blut, Flechten, Hautausschlägen, Scropheln, Rachitis, Drüsen durch eine Kur mit dem echten

Nusschalen-Sirup Golliez

Marke: „2 Palmen“. Bester Ersatz für Lebertran. Zu haben in allen Apotheken in Fl. à 3 Fr. u. 5.50 und in der Apotheke GOLLIEZ in Murten.

Wir machen aufmerksam auf unsere beliebten Kalender für 1911:

Der Christliche Hauskalender

Der Thüring'sche Hauskalender

Wandkalender auf Karton aufgezogen à 30 Cts.

Taschenkalender mit Märkten und Papier für Notizen à 30, 70 Cts. und Fr. 1.—

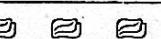
Räber & Cie., Buchhandlung,
Frankenstraße und Weinmarkt.

St. Elisabeths-Rosen

Monatschrift für die christliche Frauenwelt
Zugleich Organ des Schweizer. kathol. Frauenbundes



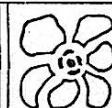
Redaktion: Anna Winistorfer.



11. Heft

Abonnementspreis Fr. 1.80 per Jahr

1910



St. Elisabeth.

O Zier der deutschen Frauen!
Preis dir — Elisabeth!
Die sonder Scheu und Grauen
Zur Gitterpforte geht,
Um dort mit zarten Händen
Den Armen Brot zu spenden.

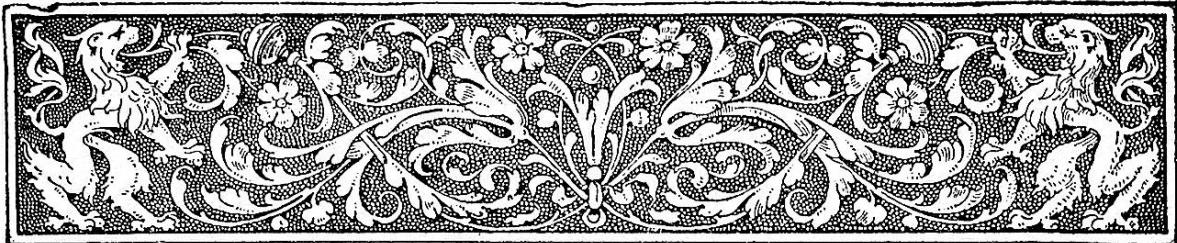
Der Heiland, der mit ihnen
An deiner Pforte stand,
Hat in den frommen Mienen
Den frommen Sinn erkannt:
Was du getan den Brüdern,
Wollt Er 'in Lieb' erwidern.

Und nun auf den Altären
Dein holdes Bildnis steht,
Die Gläubigen verehren
Dich freudig im Gebet:
Patronin! Mit Gebeten
Woll' uns im Licht vertreten.

Er liess nicht unvergolten
Das Ihm geweihte Herz:
Denn als dein Herr gescholten
Und du vergingst in Schmerz,
War Er — mit Wundern kräftig
Zu deinem Trost geschäftig.

Wie durch des Priesters Worte
Die Wandlung wird vollbracht,
Erfuhr man an der Pforte
Des reinen Weibes Macht:
In deinem keuschen Schosse
Erblüht die Wunderrose.

Max von Schenkendorf.
Gedichtet auf den St. Elisabethenstag 1810.



Ein Weihnachtsabend.

Nach dem Französischen von M. B.

Die Straßen von Paris waren an diesem heiligen Abend in dichten, naßkalten Nebel gehüllt, der das Licht der Gaslaternen und Bogenlampen kaum durchdringen ließ. Jedermann beeilte sich, so schnell als möglich nach Hause zu kommen, um sich in den schützenden vier Wänden zu erwärmen.

Der alte Vikar der Dreifaltigkeitskirche saß in seiner bescheidenen Wohnung in einem Hause der Rue de Clichy am Kaminfeuer und las in seinem Brevier. Er war ein ausgezeichneter Mann, dieser Abbé Moulin; mit seinem Kinderglauben und seinen vielen großen Tugenden bildete er eine Ausnahme unter der Geistlichkeit von Paris, deren Welt- und Menschenkenntnis ihm durchaus fremd war. Lange Zeit war er Seelsorger einer Armgemeinde gewesen und hatte bei Ausübung großer Wohltätigkeit unter seinen Pfarrkindern sein ganzes Vermögen verbraucht.

Höheren Orts belächelte man freilich den guten Pfarrer, fand ihn aber trotzdem sehr achtungswert. Als es nun so weit gekommen war, daß der Abbé nichts mehr besaß, wurde er zum Vikar der sehr reichen Dreifaltigkeitskirche ernannt. Hier war man sicher, daß er bei all' den vielen Einladungen zu Mittag- und Nachtessen wenigstens nicht verhungern würde.

Aber der Abbé war kein Feinschmecker, er vergaß das Essen, wenn er an seine ehemaligen Pfarrkinder dachte, diese armen Lumpensammler, welche oft kaum ihren Hunger stillen konnten. Immer noch besuchte er sie bei einbrechender Nacht mit einem Korb unter seiner Soutane, der mit allerlei guten und nützlichen Sachen gefüllt war, und sein Herz empfand dabei die innigste Befriedigung. Leider erregte nun dieser beliebte Volkspriester das Mißfallen seines Vorgesetzten, eines stattlichen Curs mit Prälatenmiene und den Allüren eines Herr-

schers. Derselbe fand den Abbé in seinen Predigten schwerfällig und langweilig und entfernte ihn von der Kanzel, ihm nur noch die weniger wichtigen pastoralen Verrichtungen: Kinderlehre, Leichenreden, Früh- und Spätmessen, Beichthören usw. überlassend. Als aufrichtiger Christ nahm der Vikar diese Herabsetzung demütig und ergeben an und verwaltete sein oft schweres Amt mit größter Geduld und Hingabe. So saß nun der Abbé Moulin an diesem Weihnachtsabend in trübe Gedanken versunken bei seiner Lampe; das Brevier lag auf dem Tisch, er konnte nicht mehr lesen, das Herz war ihm zu schwer seiner vielen Armen wegen, die er nicht vergessen konnte. Voriges Jahr hatte er noch unter ihnen geweilt und hatte damals seinen letzten Werttitel verkauft, um allen, besonders den Kindern, nützliche Geschenke zu machen. Dieses Jahr war seine Börse leer, und er konnte sich diese Freude nicht gönnen! Die reichen Leute, bei denen er jeweilen zu Tische geladen wurde, achteten seiner schüchternen Bitten wenig — ach, für seine Armen fand er keine Teilnahme, keine Hilfe. —

Plötzlich wurde der Abbé durch starkes Klingeln aus seinen melancholischen Träumen aufgeschreckt. Er nahm die Lampe, um die Türe zu öffnen, und befand sich einem großen, starken Mann gegenüber, der in seinem dicken Reisemantel und großen Filzhut, ganz besonders aber durch den resoluten Gesichtsausdruck und einen langen, grauen Bart, eine auffallende Erscheinung war.

„Habe ich die Ehre, den Herrn Abbé Moulin zu begrüßen?“ fragte der Fremde, indem er seinen Hut abnahm.

„Ja, mein Herr“, antwortete der Priester.

„Ich stelle mich Ihnen vor: Adam Harrison, Getreidehändler aus Chicago. Ich wünsche eine Unterredung mit Ihnen, Herr Abbé. — O, haben Sie nur keine Furcht vor meinem wilden Aussehen und langen Bart“, fügte er bei, um den, durch diesen unerwarteten Besuch erschrockenen Pfarrer zu beruhigen. „Sie werden mir, so hoffe ich, den kleinen Dienst, den ich von Ihnen verlange, gern erweisen, und ich werde auch Ihre Armen nicht vergessen.“

Durch diese letztern Worte hatte sich der Unbekannte schnell die ganze Sympathie des alten Vikar erworben. Er führte ihn in sein Zimmer und bat ihn, Platz zu nehmen und ihm zu sagen, inwiefern er ihm nützlich sein könne.

Ohne Umstände machte es sich der Amerikaner bequem; er warf seinen Hut auf den Tisch, entledigte sich seines Mantels, und nachdem er sich auf einem Fauteuil niedergelassen, kreuzte er die Beine übereinander.

„Halten Sie mich wirklich für einen Yankee?“ fragt er.

Jetzt erst fiel es dem Abbé auf, daß der Fragende ja durchaus keinen fremdländischen Akzent habe. Befangen gab er zurück: „Ja, wie meinen Sie das? —

„Sehen Sie, die Sache verhält sich so“, erzählte nun der Fremde, „es ist wahr, ich wohne in Chicago, von woher ich heute abend auf dem kürzesten Wege angekommen bin. So wie Sie mich hier sehen, bin ich eben aus dem Expresszug von Havre ausgestiegen. Ich verkaufe wirklich da drüben Getreide, heiße aber nicht Adam Harrison — es ist dies nur ein angenommener Name —, doch warten Sie, ich will Ihnen lieber gleich die Wahrheit sagen. Ich bin Renaudel, der frühere Bankier in der Rue du Faubourg Saint-Honoré . . . Renaudel, der im Jahre 1886 sich mit der Kasse davon gemacht hat und wegen Diebstahl und Vertrauensbruch zu zwanzig Jahren Zwangsarbeit verurteilt wurde.“

Betroffen, von Abscheu erfaßt, rückte der Abbé etwas beiseite.

„Ohne mich je gesehen zu haben“, fuhr der Mann unbirrt fort, „haben Sie doch von mir gehört, denn Sie waren der Beichtvater meiner verstorbenen Frau. Wäre sie noch am Leben, so würde ich vielleicht ein ehrlicher Mensch geblieben sein. Ich war aber seit drei Jahren Witwer, als ich den Streich verübt. Und in der Folge haben Sie wohl von meinem Vergehen und meiner Verurteilung gehört?“

Schweigend bejahte der Abbé.

„Und auch ich kannte Sie, ohne Sie je gesehen zu haben. Meine arme Julie hat mir so oft von ihrem Herrn Abbé Moulin gesprochen, dem Pfarrer der Armen und Lumpensammler. Da ich Sie nun als eine gute Seele kannte, unfähig, mich zu verraten und auszuliefern, so wandte ich mich vertrauensvoll an Sie. Irre ich mich?“ —

Indem er diese Frage stellte, fixierte der vermeintliche Amerikaner, der eher das Aussehen eines Barricadenhelden hatte als dasjenige eines Bankiers, den Priester mit seinen stahlgrauen, durchdringenden Augen.

Man darf wohl sagen, daß das Zutrauen einer solchen Persönlichkeit für den Abbé Moulin nicht sehr schmeichelhaft war, und er wußte nicht, was er auf diese Frage antworten sollte.

„Sicherlich“, stotterte er, „haben Sie von mir nichts zu befürchten. Das heilige Amt, das ich ausübe, und mein Priesterkleid machen mir die allergrößte Barmherzigkeit zur Pflicht. Aber wie kann ich Ihnen dienen?“

Die Unruhe des guten Mannes entlockte Renaudel ein Lächeln.

„Nun, nun, Herr Abbé, gestehen Sie nur, mein Besuch macht Ihnen keine Freude. Sie halten mich im Grunde doch für einen schlechten Kerl!“

„Sie lachen, mein Herr“, warf trotz seiner natürlichen Schüchternheit der Abbé sehr lebhaft ein. „Aber habe ich denn nicht das Recht, daran zu denken, daß Sie eine sehr strafbare Handlung begangen, viel Böses getan und mehrere Familien ruiniert haben?“

„Und wenn ich gekommen wäre, alles gut zu machen?“ rief der ehemalige Bankier, indem er seiner Rocktasche ein Portefeuille entnahm und dasselbe auf den Tisch legte, neben das Brevier des Abbé.

„In diesem Portefeuille“, fuhr Renaudel mit starker Stimme fort, „befinden sich in vier Anweisungen auf die solidesten, ehrenwertesten Bankinstitute dieser Stadt zwei Millionen, zweihundertdreiundachtzigtausend einhundertdreiundfünfzig Franken, welche mit Zins und Zinseszinsen genau die Summe repräsentieren, die ich denjenigen schulde, die ich bestohlen. Ich bestimme dieses Geld meinen vier letzten und größten Gläubigern. Die kleineren habe ich auf schriftlichem Wege schon vorher befriedigt. Die Vermüten schienen mir beklagenswerter als die andern, und wurden deshalb zuerst bezahlt.

„Jetzt, Herr Abbé, hören Sie, welchen Dienst ich von Ihnen verlange. Nehmen Sie dieses Portefeuille. Ich gebe Ihnen die Liste meiner vier Gläubiger mit ihren Adressen, welche ich mir kürzlich durch ein Auskunftsgebäude nach Chicago telegraphieren ließ. Sie lassen mich hier allein zurück, ich werde Ihr Feuer unterhalten und mit Ihrer Erlaubnis einige Zigarren rauchen. Hier wird man wohl keinen in contumaciam Verurteilten suchen und verhaften.“

Sie nehmen den Fiafer, welcher unten vor dem Haus wartet, er fährt gut und der Kutscher hat zum voraus zwanzig Franken Trinkgeld

erhalten. Sie lassen sich zu den vier angegebenen Adressen führen und Sie werden die vier Personen sehen. Ihr Priesterkleid verschafft Ihnen überall Eingang. Sie geben die betreffende Summe ab, ohne zu sagen, daß ich in Paris bin und wie das Geld in Ihre Hände kam. Sie lassen sich quittieren — die Quittungen sind im Portefeuille, man hat nur zu unterzeichnen. Sie bringen mir diese hieher zurück. Ich benütze denselben Taxier und lasse mich zum Bahnhof St. Lazare führen, nehme dort den Mitternachtsschnellzug nach Havre. Morgen um 9.30 trägt mich der Transatlantic „La Normandie“ wieder in die neue Welt zurück. Und für Ihre Armen 1000 Franken. Ist es Ihnen so recht?“

Der Abbé war ganz betäubt. Die Ereignisse waren auch gar zu überraschend heute abend. Zuerst — er mit einem Dieb am Kaminfeuer plaudernd wie mit einem Freunde! Dann — dieser Schurke, dieser Sträfling, der so weit her kam, seine Gläubiger bis auf den letzten Heller zu bezahlen und Millionen aus seiner Tasche ziehend, wie etwa ein Taschentuch! Und dann — und dann, was das Merkwürdigste war — 1000 Franken für seine Armen! 1000 Franken! Daraus konnte er die fünf Waislein in der Rue Groule-Barbe von Kopf bis Fuß neu kleiden, er konnte der franken, kleinen Celeste Lebertran und Chinawein verschaffen und konnte das junge Paar, Josef und Alexandrine, zwei seiner früheren Kommunionkinder, verheiraten und ihnen zu einer kleinen Aussteuer verhelfen. Ach, und noch vieles andere konnte er tun mit den 1000 Franken, der glückliche Abbé!

Der alte Pfarrer fragte sich, ob er wohl träume. Er erhob sich von seinem Stuhl, um sich zu überzeugen, daß er ganz wach sei. Ja, da saß ja auch noch der Mann mit dem großen Bart und fragte noch einmal:

„Passt es Ihnen so?“

„Können Sie noch fragen!“ rief der Abbé.

Wie? Gut machen, was Sie gefehlt, armen, ruinierten Leuten ihr Geld zurückzugeben? Und dieser große Wohltätigkeitsakt! Es ist bewunderungswürdig!

„Ja, ja, ich bin ganz bereit.“ — — —

Aber plötzlich bemächtigte sich ein Bedenken des würdigen Priesters. Woher kam denn eigentlich das Geld? Aus welcher Quelle floß es?

Aus einer unreinen ohne Zweifel, und vielleicht sogar aus einer blutigen! Wer konnte sagen, ob nicht dieser frühere Bankier mit dem Banditenkopf an der Spitze einer Bande Rothäute den Rapid des Trans Continental geplündert und die Reisenden skalpiert hatte?! —

„Entschuldigen Sie . . . erlauben Sie eine unbescheidene Frage“, sagte der Abbé zögernd. „Diese zwei Millionen, diese enorme Summe, wie haben Sie sich dieselbe verschafft?“

„Auf ganz einfache Weise“, gab Renaudel ruhig zur Antwort. „D, in Amerika geht das sehr leicht, das heißt durch Arbeit, Kühnheit und guten Willen. Diese zwei Millionen und ein kleiner Rest, den ich noch drüben habe, um mein Geschäft weiterzuführen, verdanke ich einzig und allein meinem Getreidehandel, und sie gehören mir ganz rechtmäßig. Wenn ich vorhin sagte, daß ich mit der Kasse geflüchtet sei, so habe ich mich falsch ausgedrückt. Ich nahm die Flucht, als meine Kasse leer war. Wie es so weit kam?

Stellen Sie sich einen armen Mann vor, der seine angebetete Frau verliert, der sich zerstreuen will und von einer Ausschweifung in die andere fällt. Unsinnige Ausgaben, Weiber, Börsenspiel — das war's — ich verlor alles. Als ich mit meinem kleinen Knaben in Newyork ankam, hatte ich keine 20 Franken mehr in der Tasche.

Nein, nein, nicht mit dem gestohlenen Geld habe ich mein Vermögen gemacht. Es ist rein das Geld in dem Portefeuille, ich schwör es Ihnen. Aber ich lese in Ihren Augen immer noch einen Zweifel — sprechen Sie nur frei heraus: ich habe es verdient, alles zu hören.

„Bitte um Verzeihung“, sagte noch einmal der Abbé Moulin, „wenn ich Sie beleidige. Aber Sie haben so wenig die Haltung eines bereuenden Sünder. — Ich frage mich, wieso Sie zu dem Entschluß kamen, Ihr Vergehen gut zu machen?“

„Sie beleidigen mich durchaus nicht“, gab Renaudel zurück, „und Ihre Neugier ist erklärlich. Offen gestanden dachte ich vor einem Jahr noch nicht im geringsten daran, meine Gläubiger zu befriedigen. Ich lebte da drüben unter dem Namen „Harrison“ und hatte mit dem alten Europa abgeschlossen, — kurz, ich stak in einer andern Haut. Das Glück war mir günstig, ich besaß bereits ein großes Kapital und sagte mir: Alles geht gut. Renaudel ist tot, es lebe Harrison. Nein, nein, ich war kein bereuender Sünder und empfand nur selten ganz vage unbestimmte Gewissensbisse. Man vergibt die Vergangenheit so leicht!

Uebrigens tut es mir leid, Ihnen gestehen zu müssen: ich glaube weder an Gott, noch an den Teufel.

Gleichwohl, wenn die Redlichkeit in mir erwacht ist, so geschah dies am letzten Weihnachtsfest.“

Der Abbé fuhr erstaunt in die Höhe.

„Ja, am letzten Weihnachtsabend! Sie wissen, Welch' große Bedeutung man dort diesem Fest beimischt? So hatte denn auch die Frau eines Geschäftsfreundes eine Kindergesellschaft arrangiert und dazu meinen kleinen Viktor eingeladen.

Noch ein Geständnis will ich Ihnen machen, Herr Abbé. Ein wahres, tiefes Gefühl habe ich aus dem Untergang meines bessern Selbst gerettet: die Liebe zu meinem Knaben. Er erinnert mich an meine arme Julie und an die Zeit, wo ich noch nichts auf dem Gewissen hatte. Viktor ist jetzt acht Jahre alt, aber ich hege und pflege ihn noch wie ein kleines Kind, und bringe ihn jeden Abend selbst zu Bett. Nun führte ich ihn an jenem Christabend zu dem Kinderfest. Während ich an einem Tische bei einer Tasse Tee saß, schaute ich den Spielen der Kinder zu und sah, wie mein Viktor sich amüsierte; seine Augen strahlten vor Lust und sein helles Lachen klang zu mir herüber. Ich habe keine Religion, mußte mir aber gestehen, daß es etwas Herrliches sei um die christliche Gemeinschaft, und daß Weihnachten, dieses Fest der Kinder, wenigstens für einen Tag auch in den Herzen gereifter Menschen wieder reine, bessere Gefühle weckt. Seit langer Zeit spürte ich zum ersten Male wieder eine sanfte Rührung meine Seele durchzittern. Da kam gerade in jenem Moment mein kleiner Viktor; müde vom Spiel und Lachen setzte er sich auf meine Knie und lehnte sein Köpfchen an meine Schulter. Der Sandmann war gekommen, mein Kind war schlaftrig geworden. Ich sagte zu ihm: „Morgen, Viktor, kommt das Christkind zu dir — was soll es dir denn bringen?“

Seine müden Auglein leuchteten wieder auf.

„O Papa, weißt du, was ich mir wünsche? Eine Schachtel Bleisoldaten mit roten Hosen, wie ich früher einmal lebendige gesehen habe, als ich mit dem Kindermädchen in dem Garten spazierte, wo es so schöne Statuen und große Bäume hat? Weißt du noch, sag!? Als ich noch ein Röckchen trug wie ein kleines Mädchen und Toto Renaudel hieß?“ . . .

Das Kind schließt nach diesen Worten ein, — ich aber war niedergeschmettert und es durchschauerte mich kalt! Also erinnerte sich Viktor noch seiner frühesten Kindheit? Er wußte noch den Namen Renaudel, seinen und meinen Namen, den ich entehrt hatte! Ach, Herr Abbé! Jene Nacht habe ich am Bettchen meines Knaben durchwacht und schreckliche Gedanken zogen durch meine Seele. Ich sagte mir, daß ich als unbestrafter Verbrecher ein Glück genieße, dessen ich nicht würdig sei und daß eines Tages das gerechte Schicksal mich durch dieses Kind züchtigen werde! Wie leicht konnte Viktor, der sich also seines wahren Namens noch erinnerte, durch Zufall erfahren, daß dieser Name derjenige eines Diebes, eines verurteilten Sträflings sei! Der Gedanke, mein Sohn würde einst über mich erröten, mich verabscheuen, war mir unerträglich. In derselben Nacht schwur ich, alles zurückzuerstatten, was ich entwendet, mit Zins und Zinsszinsen, und Quittungen dafür zu verlangen, schriftliche Beweise. Denn, wenn Viktor eines Tages von meinem Diebstahl hört, kann ich ihm sagen: „Ich habe alles zurückgegeben und kann dadurch vielleicht sein Mitleid, seine Verzeihung erlangen.“

Sobald ich diesen Entschluß gefaßt, habe ich mein sämtliches Besitztum in Geld umgesetzt. Aber das war nur erst ein kleiner Teil meiner Schuld, doch habe ich seit einem Jahr angestrengt gearbeitet. Sie können es mir glauben, Herr Abbé. Heute habe ich nun alles beisammen, was ich brauche, und noch einige tausend Dollars, um damit wieder ein Vermögen zu erwerben, welches nicht andern gehört.“ —

Der Abbé hatte Renaudel, der mit großer Wärme und Aufrichtigkeit gesprochen, keinen Moment aus den Augen verloren, und sah nun, wie große Tränen dem starken Mann in den Bart rannen.

Er erhob sich, und mit dem feinen Tact eines edlen Herzens reichte er ihm beide Hände dar.

„Ich will Ihrem Wunsche nachkommen, mein Herr“, sagte der alte Bilar, „und bin bereit, meinen Weg anzutreten. Wollen Sie mir noch Ihre letzte Weisung erteilen. Nur habe ich noch zu bemerken, daß ich unter allen Umständen zur Mitternachtsmesse zurück sein muß!“

„Dies ist auch die Stunde meiner Abfahrt“, gab Renaudel zurück, welcher die Hände des Abbé herzlich drückte, „es ist die Zeit, wo der Expresszug nach Havre abfährt, den ich ebenso wenig versäumen darf, wie Sie Ihre Messe.“

Hier ist die Liste; vier Besuche sind zu machen. Zuerst bei Louis Dublé, Schriftsteller, Rue des Abbesses: Anweisung auf 251,000 Franken. Als ich flüchtete, war er noch ein sehr junger Mann mit langen Haaren und vernachlässigter Toilette. Es scheint, daß er seither einige Erfolg hatte. —

Dann: Fräulein Latour, welche zur Zeit ein kleines Institut führt. Altes, wunderliches Frauenzimmer, eingebildete Kranke. Anweisung auf 365,143 Franken. Nun, davon kann sie sich Pillenschachteln und Mineralwasser kaufen, so viel sie will. —

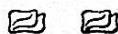
Drittens: Henri Burtal, Architekt, habe ich in Erinnerung als sehr hübschen Mann, Frauenliebling, für ihn: 567,499 Franken. Seit meiner Abreise hat er sich verheiratet. Von dem Geld kann er einmal seine Töchter aussteuern, wenn er welche hat. —

Nun kommt Nr. 4, mein am schwersten betroffenes Opfer: Marquis von Capde-Camp, Mitglied des Jockey-Club, sehr alter Adel, aber heruntergekommen. Er hat schon vor Jahren ein enormes Vermögen verpräßt. Auch er ist seither verheiratet. Mein Diebstahl hat ihn, wie man mir schreibt, zu dem Entschluß gebracht, sein Wappen mit der Mitgift von Fräulein Mardon, der Tochter eines sehr reichen, aber anrüchigen Finanzmannes, zu vergolden. Gleichviel, ich stelle mir vor, daß diese Summe von 1 Million 100,121 Franken ihn angenehm überraschen wird! Sagen Sie allen diesen Leuten, daß ich nicht die Absicht habe, mich reinzuwaschen, noch mich gerichtlich freisprechen zu lassen. Ich zahle zurück — das ist alles. Sagen Sie ihnen, wenn Sie wollen, daß Renaudel Namen und Vaterland gewechselt, daß er nicht mehr existiert. Verlangen Sie nur die Quittungen, damit ich sie einst meinem Viktor zeigen kann.

Und nun, Herr Abbé, hier ist die Liste und das Portefeuille. Es ist schon 5½ Uhr. Keine Zeit zu verlieren. Ich wiederhole meine Dankesagung, halte Sie aber nicht mehr zurück.“

Renaudel hatte sich bei diesen Worten erhoben, nahm die Lampe, geleitete den Abbé ins Vorzimmer, wo er ihm den Mantel umlegen half und nach dessen Weggang die Türe sorgfältig wieder schloß. Dann setzte er sich in den Fauteuil zum Kaminfeuer und zündete sich eine Zigarre an, in Gedanken den Abbé auf seinen Wegen verfolgend.

(Fortsetzung folgt.)



Der Weg zur Heiligkeit.

Skizze von Elsbeth Düfer. (Nachdruck verboten.)

Zu Anfang dieses Jahres starb im Marien-Hospitale zu Stuttgart mein alter, geistlicher Onkel. Nachdem er die Kraft seiner Mannesjahre der Seelsorge und dem Dienste der Jugend gewidmet, brachte ihm seine Todeskrankheit endlich auf dem Totenbette die Erfüllung seines Lebenswunsches: die Aufnahme in den Orden der Benediktiner, nachdem er noch kein halbes Jahr Novize in Beuron gewesen war. — Wir wohnten in der Nachbarstadt jener alten Bischofsstadt, wo der Dom ihn zwanzig Jahre auf der Kanzel sah. Besuche von dem guten Onkel bei meinen Eltern oder solche, die sie mit mir erwideren, stehen in meinem Gedächtnisse seit meiner Kindheit. In ihre blumigen, planlosen Weiten streute der gute Säemann, der sich immer im Dienste Gottes wußte, Himmelssaat, pflanzte Wegweiser mit der Richtung nach oben. So übten sein Leben, sein Wort und Beispiel guten Einfluß auf die Entwicklung meines Innenlebens, wo es unbewußt ideale Gedanken anregte. Nun ruht der gute, alte Herr im stillen Frieden, im Schatten des Klosters, und „wie ein Stern aus besseren Welten“ grüßt uns oft noch die Erinnerung an einen Heiligmäßigen Mann, welchen wir als den Unsigen betrachten.

Einige Aussprüche des seligen Onkels, die seit Jahren in meiner Seele geschlafen haben, werden wieder wach und erheben sich zu neuem Leben, geweckt durch das liebevolle Seingedenken.

So erinnere ich mich einer Unterhaltung meiner Eltern mit dem guten Onkel, bei welcher ich als Bäffisch und stumme Zuhörerin zugegen sein durfte. Man lobte eine Frau, welche mir damals unbekannt war und Onkel meinte: „Sie hat ihre Aufgabe nicht nur richtig erfaßt, sondern bis jetzt auch mutig durchgeführt.“ Diese Neuzeugung gab mir so viel zu denken, als hätte ich eine wertvolle Preisaufgabe zu lösen. Nun habe ich sie gelöst; reifere Jahre brachten das Erkennen.

Die Frau, von welcher damals die Rede gewesen, war eine überaus fromme und einfache Frau. Nicht aus sinnlicher Neigung in die Ehe getreten, strebte sie nur, den erkannten Willen Gottes zu erfüllen und erhoffte in der freiwilligen Uebernahme großer Pflichten ihr Glück. Jedes andere Glück erschien schon dem jungen Mädchen trügerisch und als eine Warnung, das Ewige nicht zu vergessen. So

ausgerüstet mit hohem sittlichen Ernst ging sie an ihre Lebensaufgabe. Im engen Rahmen der neu gegründeten Familie spielte sich nun Frau Immas Leben ab, aber ein rotgoldener Faden zog sich durch all' die vielfältigen und geringfügigsten Geschäfte ihres Tagewerkes: Gottes- und Menschenliebe. Frau Imma war die Herrin auf einem kleinen Gute. Vom eigenen Manne wurde ihr innerer Wert bald erkannt und langsam auch von dem Gesinde und allen, mit denen sie oft in Berührung kam. Frau Imma tat aber durchaus nichts Auffälliges oder Außergewöhnliches. Nur wer genauer hingeblickt und hingehorcht hätte auf all' das Tun ihres schlichten Lebens, würde erkannt haben, welch' ein Unterschied zwischen der echten Perle und der Glasperle ist.

Da war zuerst am frühen Morgen ein so inniger Aufblick zu unserm Herrgott, ein kurzes, stummes Gebet der gänzlichen persönlichen Hingabe an Seinen heiligen Willen, ein Alt der Aufopferung derer, die ihr anvertraut waren und des eigenen Tuns und Lassens: die gute Meinung. Das war die Weihe des Tages. Durch die ernste Lebensanschauung und Lebensauffassung war Frau Immas Streben auch während der gleichgültigsten Geschäfte nach oben gerichtet, als griffe sie instinktiv mit unsichtbarer Hand um Halt und Stütze nach Gottes Hand. Und so ging Frau Immas beständiges Meinen dahin, nichts, auch absolut gar nichts gegen Glauben und Sitte und damit auch gegen ihr Gewissen zuzulassen. Trotzdem, oder vielmehr gerade deswegen war Frau Imma recht heiter im Verkehre mit dem Gatten und den Kindern — aus Liebe zu Gott und ihnen; inniges Glück leuchtete aus den braunen Augen. So grünte und blühte es stets in Frau Immas Herzen, und in dieser sonnigen Atmosphäre gediehen herrliche Tugenden, besonders jene übernatürliche Liebenswürdigkeit, welche unbewußt bezaubert.

„Ach, woher nahm denn Frau Imma ihr Zaubermittel?“ höre ich die eine oder andere Leserin fragen.

Dorthin nahm Frau Imma Kraft und Gnade, wo Gott sie für uns Menschen alle so reichlich niedergelegt hat: in den heiligen Sakramenten. Besonders schöpfte sie aus jener Schatzkammer, wo wir nur zugreifen brauchen, um die reichsten Gnadschäke uns zu sichern: aus dem Empfange der heiligen Kommunion kam Frau Immas übernatürliche Kraft, wenn es galt, Opfer zu bringen, wie sie ja in keinem Menschenleben ausbleiben. Und im Leben der verheirateten Frau,

welch' eine Kette von Opfern eigenster persönlicher Natur! Deshalb ging Frau Imma oft zur heiligen Kommunion; und da schwelgte sie nicht etwa — wie es weibliche Wesen leicht tun — in den Genüssen der Gefühlsfrömmigkeit, die rasch vorübergehen und unwesentlich sind. Frau Imma sah den Nutzen jeder heiligen Kommunion in den guten Werken, den „guten Früchten, die jeder gute Baum hervorbringen muß.“ Sie sah ihn in der größeren Treue bei Gebet und Arbeit und in der fleißig gepflegten werktätigen Liebe zum Nächsten; endlich in der mit heiliger Begeisterung geübten Abtötung. Nach dem Beispiel unserer lieben, heiligen Elisabeth sprach Frau Imma in ihrem Innern: „Freiwillig will ich ein Opfer bringen; ja, ich will mich selbst opfern.“ Diese freudige Bereitwilligkeit zu jedem Opfer, das Gott fordern sollte, ist die Kunst der Heiligen, das Geheimnis zum übernatürlichen Glücklichsein. Sie gibt der Seele den hochidealen Schwung, wo sie von der Gnade getragen, zu allem Guten fähig wird.

Frau Imma unterstützte ihre glückliche Seelenstimmung durch die goldene Regel „Bete und arbeite“ und zwar nach der verbesserten Auflage, welche der große Arzt aus Nazareth besorgt hat: „Gebet ohne Unterlaß“ und „Arbeit im Schweiße des Angesichts“. Das war von jeher ein gutes Rezept, um frisch, frei, fröhlich und fromm zu bleiben. So dünkte es Frau Imma auch keine Zeitverschwendung, wenn sie täglich eine kurze, kräftige, geistliche Lektion machte und bezeichnend für ihren Bildungsgrad war, daß sie dieselbe aus der „Christlichen Lebensphilosophie“ von Pesch wählte.

Nach dem großartigen Lebensplane der Mutter legte diese auch in die Herzen ihrer Kinder selbst den ersten Grundstein zum Himmelshaue; auch dem Leben der geliebten Kinder wollte sie „Turmanlage“ geben; daher mußte sie das Fundament tief gründen im unerschütterlichen Glauben, damit sie dereinst auch hinauswachsen möchten aus den Niederungen der Erde. Nur was sie selbst erfaßt hat, kann eine Mutter ihren Kleinen mitgeben.

Die lebenden „Ehrenpreise“, die erwachsenen Kinder Frau Immas, sind der beste Beweis, daß sie einst „ihre Aufgabe, sich und andere zu heiligen, nicht nur richtig erfaßt, sondern auch mutig durchgeführt hat.“



Männerstreit gehört den Männern,
Recht der Götter ist die Rache;
Vieles lernt' ich und das Eine,
Duldersinn sei Frauensache. F. W. Weber, „Dreizehnlinien“.

Chret die Toten.

Allen den Lieben, die im Todesschlaf ruhen, wollen wir ein liebevolles Andenken weißen. Wohl niemand wird diese heilige Pflicht unerfüllt lassen; die Religion des Todes ist dieselbe für alle und läßt uns, wenigstens für Stunden, Sorge, Haß und was uns sonst entzweit und erregt, bei Seite legen und vergessen.

Es ist ein schöner Brauch, einen bestimmten Tag im Jahr unseren Dahingeschiedenen zu weißen, ihre Grabhügel zu schmücken und uns dabei zu erinnern, daß wir denselben dunkeln Pfad gehen müssen! Eine gar mächtige Sprache vermag ein solch kleiner grüner Hügel zu reden! Wie viel Liebe deckt er, die nun für immer, bis zum Tage der Auferstehung, dort unter ihm gebettet ist! Wie lebendig wacht an den Gräbern unserer Lieben die Erinnerung auf an das, was sie uns auf Erden gewesen! Und im Geiste sehen wir sie vor uns in verklärter Gestalt!

Die düstere Poesie der Novembertage feiert das Fest der Toten mit uns! Noch ist der Winter nicht da, aber schon spürt man sein Nahen! Vorüber die schöne sonnige Zeit des Jahres, die Blumen verblüht, die Blätter verwelkt und abgefallen. Die Arbeiten draußen beendet — alles düster und kahl, schweigend und traurig! Man sitzt jetzt so gern traulich beisammen am häuslichen Herd. — Aber der Platz des Heimgegangenen ist leer, für immer leer! Trauer im Herzen — Trauer in der Natur.

Man möchte vielleicht fragen: warum soll das Totenfest gerade jetzt, in diesen düstern Tagen gefeiert werden; warum nicht im blumigen Monat Mai, wo dieser die Fülle seiner Blütenpracht über die Gräber unserer Lieben ergießen könnte.

Doch Lenz bedeutet Lust und Leben, Reimen und Werden. Für die ernsten Bilder der Vergänglichkeit, die der Friedhofsgang uns vor die Seele führt, sprechen die Tage, da die welken Blätter fallen und die Blüten ersterben, eine zutreffendere Sprache, unseres eigenen Herzens Laut.

Noch hat die Natur nebst des Waldes herbstlich buntem Schmuck eine letzte Rose gespart und die Fülle der Immortellen und Chrysanthemen. Und so bleibt denn auch in der blütenarmen Zeit kein Hügel ohne Schmuck und es wetteifert die erforderische Liebe in ihren Gaben für die lieben Toten, denen wir nichts mehr bieten können, als unser Gebet und unsere Blumen. Von liebewarmen Händen gewunden, hat

ja auch der schlichteste Kranz mehr wert, als die stolzen Monumente und kunstvollen Grabsteine, die ja oft nur prunken wollen, nicht die Toten, sondern die Überlebenden zu ehren.

So ziehen wir denn alle hin am Tage Allerseelen; den Toten zu geben, was ihnen gehört.

Ist der Gang auch ein schmerzlicher — der Glaube verklärt unsere Trauer und die Liebe findet Genüge, in dem, was sie den Teuren erweist. Es ist uns, als seien sie uns nahe, als wehe ihr Geist über die Gräber.

Vielleicht auch gelten deine Tränen einer schwachen Stunde, da du dem, dessen Ruhestätte du suchst, wehe getan. Eine ungelöste Frage und Bitte liegen auf deinen Lippen — aber der Mund der Gefränkten ist verstummt und kann nicht mehr das Wort sprechen, das befreiende — „Vergeben“.

O so laß ihn in verdoppeltem Maße deine liebende Hilfe erfahren, die auch ihn von seinen Schläcken reinigt — und was du ihm nicht mehr bieten kannst, das gib denen, die leben.

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst,

Dann kniest du nieder an der Gruft.
Und birgst die Augen trüb und naß
— Sie sehn den andern nimmermehr —
Ins lange, feuchte Kirchhofgras.

Und sprichst: „O schau auf mich herab,
Der hier an deinem Grabe weint;
Vergib, daß ich gekränkt dich hab,
O Gott, es war nicht bös gemeint!“

Er aber sieht und hört dich nicht,
Kommt nicht, daß du ihn froh empfängst,
Der Mund, der oft dich küßte, spricht
Nie wieder: „Ich vergab dir längst!“

Er tat's, vergab dir lange schon,
Doch manche heiße Träne fiel
Um dich und um dein herbes Wort —
Doch still — er ruht, er ist am Ziel.

O lieb, so lang du lieben kannst!
O lieb, so lang du lieben magst!
Die Stunde kommt, die Stunde kommt,
Wo du an Gräbern stehst und klagst.

So laßt uns denn nicht nur die Gräber besuchen und schmücken,
laßt uns an denselben auch das Gelübde tun zu neuer Liebe, Geduld,
Nachsicht und Treue gegen die Unstigen und alle Mitmenschen.

Und dieses Gelübde nehmen wir in den Herzen mit nach Hause
als ein Vermächtnis unserer lieben Vorangegangenen, und als ein Segen
unseres Friedhofbesuchs an Allerheiligen und Allerseelen. M. B.

■ ■ ■

Die Sonnenseite unserer Welten heißt
Ergebung, die sich lernt nach manchem Jahr,
Der Stolz begeht und trotzt und bäumt sich auf.
Ergebung schweigt und neigt sich und verzichtet.
Der Mensch ist ruhelos, so lang er heischt;
Doch die Entzagung macht ihn still und stark.

■ ■ ■

Das arm' Niesche.

Von Elsbeth Düker.

Auch im alten, schönen Köln war es Frühling geworden. In den Anlagen, welche das Wallrafs-Richartz-Museum umgeben, spielte laut und lärmend eine Schar von Kindern, daß man ihr freudiges Jauchzen bis in der nahen stillen Minoritenkirche hören konnte. Und mit ihnen jubelten die Finken um die Wette, welche in den knospenden Linden und Gebüschen ihr unermüdliches Frühlingslied erschallen ließen.

Ein blasses, ärmlich gekleidetes Mädchen saß abseits auf einem Kantenstein und sah den frohen Kindern zu. Nun stand es auf und schlich bis zum Portale der genannten Kirche, wo es vor dem Denkmal Adolf Kolpings stehen blieb. Das Mädchen schaute lange und nachdenklich das herrliche Kunstwerk an, worauf der edle Gesellenvater, der nun schon längst heimgegangen ist, einem neben ihm stehenden jungen Burschen die Hand auf die Schulter legt, wie er es im Leben so oft wohl getan haben mag, mit eindringlich väterlichen Worten.

Da kam eines der Kinder heran und sagte: „Niesche, komm! Spiel' mit uns: Wir reisen nach Jerusalem.“

Die Angeredete schüttelte nur das Köpfchen mit den krausen, roten Löckchen, dem die Frühlingssonne Funken zu entlocken schien. Dann fragte sie, auf das Denkmal zeigend: „Wer ist das?“

„Das ist doch der Kolping“, antwortete das andere Kind und hüpfte schon wieder von dannen, indem es noch nachrief: „Da steht es ja geschrieben am Denkmal.“

Aber 's Niesche (oder Agneschen) konnte noch nicht lesen, es sollte erst jetzt in die Schule kommen. Die arme Kleine fühlte sich so franz und schwach, vielleicht vom Hungern, daß es sich still am Sockel des Denkmals niederkauerte. Nicht lange dauerte es, da öffnete sich ein Türchen im Portal der Minoritenkirche und eine große, schlanke Priester-gestalt trat heraus, um eilig über den Anlagenplatz zu schreiten. Da erhob sich das arm' Niesche und stürzte auf den Herrn zu und indem es seine Hand zum Gruß erhaschte, stammelte die Kleine: „O, Herr Pfarrer, Sie sind gewiß der Herr Kolping von da oben? Ach, Sie sind gut und ich bin — o — so — hungrig!“

Da legte der erstaunte Herr, dessen gütige Augen forschend in das zuckende weiße Kindergesicht blickten, seine Hand auf Nieschens dichten Scheitel und sagte: „Armes Ding, wie heißt du? Geh' zu den Eltern heim.“

Die Kleine schluchzte laut auf: „Ich habe doch keine Eltern gehabt; ich war doch immer bei Meiners-Mutter. Und diese Nacht ist die auch tot. Das sagt die Nachbarsfrau — und da bin ich vor Furcht aus dem Haus gelaufen, schon ganz früh.“

Zitternd trippelte die Kleine neben dem Geistlichen her, den sie wegen seines Neuzern für den Gesellenvater Kolping gehalten hatte, der schon seit Jahren dort in der stillen Kirche ruht. Und durch seine teilnehmenden Fragen wußte er bald die ganze tragische Lebensgeschichte der armen Nies — nur ein Beitrag zu dem dunklen Kapitel „Kinder-elend in der Großstadt“.

Zunächst führte der Herr das Kind von der Straße, denn Hunger und Ohnmacht zeigten ihm deutlich ihre Spuren im magern Kindergesicht. Im Gereons-Kloster schellte es bald am Pförtnerstübchen, wo einstweilen die Kleine gastliche Aufnahme und Erquickung fand, während der Herr sofort seine Erfundigungen anstellte, welche nur zu wohl die Leidensgeschichte des Kindes bestätigten. Die alte Pflegemutter, welche der Flasche oft und gern zugesprochen, als sie noch lebte, hatte sich wenig um das „arm' Niesche“, wie sie in der ganzen Nachbarschaft hieß, bekümmert und das Rostgeld, welches ihr das Kind einbrachte, für eigene Bedürfnisse verwendet. Regelmäßiges Mittagessen kannte Nieschen nicht und die Nachbarn wunderten sich, daß es bei der oft betrunkenen Alten nicht schon längst verkommen war und gaben dem freundlichen und so geälligen Kindchen, dessen Veilchenaugen rührrend geduldig aus dem Krausen

Lockengewirr hervorschauten, gern dann und wann ein Stück Brot. Aber keine Nachbarin wagte sich hineinzumischen, wenn Meiners-Mutter im Rausche tobte und ihre Wut an dem unglücklichen Kinde ausließ.

Nun war die Alte tot. Und als Nies in dem freundlichen Klosterhofe sich von den vielen frohen Kindern umringt sah, nachdem sie durch ein gutes Mittagessen gestärkt war, dachte sie nur den einen Wunsch: „Ja, wenn ich hier bleiben dürfte!“

Indessen war der vermeintliche „Vater Kolping“ für den kleinen Fremdling tätig gewesen. Wege und Bittgänge hatte er im Eifer seines menschenfreundlichen Herzens gemacht und das Resultat war, daß das arm' Niesche im Gereons-Kloster, dem Asyl für arme Mädchen, Aufnahme fand. Eine reiche Dame, welche durch den Herrn, der Nieschen aufgefunden hatte, für die Kleine interessiert war, zahlte gleich einen Jahresbeitrag, versprach, sie im Auge behalten zu wollen und ließ sich gleich mit dem Kinde bekannt machen. Das arm' Niesche war überglücklich: in solch reinlichem Bettchen schlafen zu dürfen, saubere Kleider anzuhaben und — o, täglich sich mehrmals satt essen können!

Und als nach einiger Zeit „Vater Kolping“ sich nach seinem Schützlinge erkundigte, hörte er von den Schwestern der Anstalt nur Gutes über das Kind. Mit großem Eifer nahm es am ersten Schulunterrichte teil und die Veränderung, welche mit seinem Gesichte und Körperchen vor sich ging, war so augenscheinlich, wie bei einem welkenden Blümchen, dem eine sorgende Hand noch in letzter Stunde Licht, Luft und Wasser spendet.

Die reiche Dame ist so glücklich, still und verborgen mit einem Teilchen ihres irdischen Gutes ein darbendes Menschenblümchen aus tiefer Not gerettet zu haben.

Wer macht's nach? — Arme Kinder sind genug vorhanden und die Asyle brauchen gebende Hände.



Menschentreiben.

Was macht der Mensch mit allem Fleiß?
Gelärm, daß niemand ihn versteht,
Und Staub, daß er oft selbst nicht weiß,
Ob er nach vorn, ob rückwärts geht.



Die inländische Mission im Jahre 1909.

Der 46. Jahresbericht über das große, segensvolle Werk der inländischen Mission ist erschienen und enthält gar interessante Zahlen.

Die Bundesverfassung vom Jahre 1848 brachte den Grundsatz der freien Niederlassung und zeigte der modernen Industrie ihre Wege. Die Einwanderung der katholischen Arbeiter und Arbeiterinnen, Dienstboten und Handwerker begann in die ehemals protestantischen Kantone. Die Schweiz ist ein Industriestaat geworden, nur mehr 31 % der Bevölkerung beschäftigen sich mit Landbau. In der Stadt Zürich wurde 1806, zum ersten mal seit der Reformation, wieder kath. Gottesdienst gefeiert. Heute zählen die 3 großen Pfarreien: St. Peter und Paul, Liebfrauen- und St. Anton mehr als 50,000 Katholiken, der ganze Kanton Zürich weist in 25 Pfarreien und Missionsstationen eine Seelenzahl von über 100,000 Katholiken auf. In Zürich-Stadt besuchen zirka 6000 Kinder den kathol. Religionsunterricht und zirka 1400 die Christenlehre. Große Zahlen — große, mühevolle Arbeit. Durch die Vereine ist es möglich, den Diaspora-gemeinden, namentlich in Zürich-Stadt, Basel, St. Gallen einen festen Organismus zu geben auf religiös-sozialer Grundlage: Kranken- und Sparkasse, Stellenvermittlung, Heim für junge Kaufleute, Studenten, Heim für Dienstboten und Arbeiterinnen, Heim für alleinstehende ältere Frauen und Jungfrauen, Hauskraniken- und Wöchnerinnenpflege, Bahnhofsmision, dann Männer-, Jünglings-, Arbeiter-, Mütter-, Jungfrauenvereine. „Dem Guten Hirten eine Kirche, den Kindern eine Schule (Relig.-Unterricht), den Erwachsenen die Segnungen einer wahrhaft christlichen Vereinstätigkeit“, das ist der gebieterische Ruf der neuen Zeit, soll der Glaube der Väter bei den Einwandernden der Industriezentren erhalten bleiben.

Die kathol. Vereine in moderner Form erinnern an die Lebensweise der ersten Christen. „Es war kein Dürftiger unter ihnen und es wurde jedem zu teil, je nachdem er bedurfte.“ Es ist ein großer Gewinn, wenn sich Katholiken mit Katholiken zusammenfinden, als Bekennner eines Glaubens, als Kinder einer Kirche. Sodann befestigen die Lehrungen und Aufmunterungen in den Vorträgen die Gesinnungen, regen an zum kathol. Leben. Die gemeinsamen Kommunionen geben neue Kraft und neuen Mut, sich als gute Christen und treue Katholiken zu bewähren.

Religion und Sittlichkeit sind die Grundpfeiler des wahren Glücks eines Volkes. Die Religion soll unserem Volke erhalten bleiben, dann fürchten wir die Gefahren der Zeit nicht.

In der ganzen Schweiz wirken als Seelsorger in der Diaspora ca. 160 Priester. Ihre Missionstätigkeit erstreckt sich von den westlichen Grenzpfählen unseres Vaterlandes und den Hochalpen im Südwesten bis in die Ebenen am Rhein und an der Limmat, hinein in die stillen Alpentäler Graubündens, bis an die Grenze Tyrols. Gott und die Schutzengel kennen die mühevolle Arbeit der Diasporapfarrer, die Besuche, Bitten, Ermahnungen bei Eltern und Kindern.

Das kathol. Schweizervolk ist sich seiner Aufgabe bewußt und hat in den letzten 40 Jahren über 100 kathol. Gotteshäuser in der Diaspora gebaut und pro 1909 an Geld und Materialien über 200,000 Fr. gespendet.

Der Berichterstatter, Hochw. Hr. Direktor Scherzinger in Luzern nennt das letzte Vereinsjahr „ein Jahr des Segens“. In erster Linie widmet er dem Bauernstande einen Kranz. „Die inländische Mission muß nicht darben, so lange es noch kathol. Bauern gibt.“ Seit 50 Jahren ist die inländische Mission ins Haus gekommen. Sie hat ein altes, angestammtes Recht auf dem Bauernhofe. Mag auch das Jahr hindurch manches trumm gehen und das eine oder andere gute Werk darunter leiden — die inländische Mission nie.

Wie der Bauernstand ist auch die Arbeiterklasse, trotz aller Konkurrenz und Krisen der inländischen Mission treu geblieben. Das prächtige St. Galler Resultat mit 45,000 Fr. Jahresspende ist zum schönen Teile auf Konto der Industrievölkerung in Stadt und Land zu schreiben. Es ist aber auch gut, daß der Opfergeist des Volkes stets wach bleibt, in 1 oder 2 Jahren werden die Ausgaben das dritte Hunderttausend eröffnen.

1909 ordentl. Einnahmen = 190,800 Fr., 1908 = 172,100 Fr.

1909 ordentl. Ausgaben = 196,295 Fr., 1908 = 193,200 Fr.

Das Defizit wurde aus den Zinsen des Missionsfondes gedeckt. Der Missionsfond betrug Ende 1909 = 810,653 Fr.

92 Pfarreien und Missionsstationen sind mit allem was sie bedürfen für die Seelsorge und den Gottesdienst auf die Wohltaten der Glaubensbrüder angewiesen. In 827 Gemeinden wurde gesammelt. Das Schlusswort zum diesjährigen Jahresberichte hat der 86jährige, vielverdiente Propst Düret von Luzern geschrieben. Es ist das Testament

eines edlen Priesterkreises: Organisation zu vereinter Kraft im kathol. Volksverein, verstärkte Liebestätigkeit einerseits, Einfachheit, Genügsamkeit und lebendiges Dankgefühl anderseits.

Es ist ein freudiger Gedanke, tausend und tausend armen Glaubensbrüdern den Weg zur Gnade, zu den hl. Sakramenten und zum übernatürlichen Leben anzubahnen. Das Glück des Glaubens, das Erbe der Väter aus der alten Heimat soll auch in der Diaspora für Kind und Kindskinder erhalten bleiben. Der Opferpfennig der armen Witwe, des einfachen Dienstmädchens, der bescheidenen Fabrikarbeiterin wird den tausendsachen Lohn erhalten. Jeder Mensch wird am großen Auferstehungstage ernten nach seinen Werken.

T. G.

Erziehung in Haus und Schule

Don Bosco als Erzieher.

II.

Die Lehrer, welche die Erholungen, Arbeiten und Studien beaufsichtigten, hießen bei Don Bosco nicht „Aufseher“, sondern „Assistenten“ (Helfer). Diese hatten während den Erholungsstunden, beim fröhlichen Spiele unter die Kinder sich zu verteilen nach verschiedenen Gruppen, damit dem wachsamen Auge des Vorgesetzten nichts entgehe. Diese Methode besteht nicht bloß bei den Salesianern, sondern auch in den Erziehungs- und Lehranstalten der Jesuiten. Heiteres Wetter, heiteres Spiel macht alle Welt froh. Gott selbst hat die Freude in das Menschenherz gelegt. Ein vernünftiger Wechsel von Anstrengung und Erholung, von Ausgeben und Einnehmen rettet dem Alter den Frohsinn der Jugend.

Bezüglich der Strafen bemerkt Don Bosco folgendes: „So viel wie möglich keine Strafen; wenn unbedingt gestraft werden muß, so versuche man zuerst die Liebe der Schüler zu gewinnen, ehe man ihnen Furcht einflößt.“

Die Unterlassung eines gewohnten Zeichens des Wohlwollens wird dann zur Strafe, aber diese Strafe erweckt den Wetteifer, belebt den Mut und erniedrigt nicht. Bei der Jugend wird alles zur Strafe, was man als solche ausgibt. Ein gleichgültiger Blick kann bei manchem eine größere Wirkung hervorrufen, als eine Ohrfeige. Ein kurzes Lob bei einer gelungenen Arbeit, ein Tadel im entgegengesetzten Falle, ist schon

eine Belohnung oder eine Strafe. Ohne Liebe werden die Kinder heuchlerisch oder roh, ohne Ehrfurcht verwandelt sich ihre Liebe in Verachtung und sie wissen dann weder zu gehorchen, noch ihren schlimmen Neigungen zu widerstehen. Mit sehr seltenen Ausnahmen soll die Strafe nicht öffentlich verhängt werden, sondern von den Kameraden ungesehen. Auch soll man sich der größten Vorsicht und Geduld befleissen, damit der Schuldige mit Hilfe der Vernunft und der Religion sein Unrecht einsieht. Es scheint manchmal, als trügen die Schüler dem Lehrer wegen der gegebenen Strafe nichts nach, wer sie aber genau beobachtet hat, der weiß, wie tief es sie wurmt, besonders wenn die Strafe ihre Eigenliebe verletzt hat. Sie vergessen leicht die schwersten Strafen, welche die Eltern über sie verhängt haben, aber selten diejenigen der Lehrer. Man hat Beispiele erlebt, daß Männer noch im Alter für Züchtigungen, die sie als Kinder erlitten, rohe Rache nahmen. Der Lehrer hingegen, welcher klug und liebevoll ermahnt, weckt die Dankbarkeit seiner Zöglinge. Sie betrachten ihren Führer als väterlichen Freund, der sie bessern, läutern, vor Strafe, Schande und allen möglichen Unannehmlichkeiten bewahren will. —

Schlagen, in welcher Form es auch sei, niederknien lassen in schmerzhafter Stellung, an den Ohren zupfen und anderes ist nicht statthaft. Bei aller Vorzüglichkeit dieses Erziehungssystems geht hier Don Bosco, nach unserer Ansicht, etwas in seiner Güte und Nachsicht zu weit. Es gibt manchmal Kinder, deren Lügenhaftigkeit, Schwatzhaftigkeit und Trägheit oder andere moralische Fehler nur durch körperliche Züchtigung, also durch den physischen Schmerz kuriert werden können. Milde und Freundlichkeit seien gepaart mit männlicher Entschlossenheit und Willensstärke. Was der Erzieher sagt und befiehlt, muß unter allen Umständen ausgeführt werden. Auch das Buch der Bücher, die heilige Schrift, ruft mitunter der Rute als einem heilsamen Erziehungsmittel.

Der Stifter der salesianischen Anstalten redet auch den Spielen der Jugend das Wort. „Man gewähre große Freiheit im Laufen, Springen, Schreien und im Zeitvertreib überhaupt“. Turnen, Musizieren, Deklamieren, Kindertheater, Spaziergänge, stärken die Gesundheit des Leibes und der Seele. Nur sehe man wohl zu, daß die Art der Erholung, die Personen und die Reden, die dabei vorkommen, nicht irgend welche Gefahr bieten. Das Spiel verhindert das Kind, an Böses zu denken, oder Böses zu tun; es lässt ihm keine Zeit zu unnützem Plaudern, zu üblen Nachreden, zur Sucht nach Dingen, die weder für sein Alter noch

für seinen Stand passen. Die Tugend aber ist der Hauptzweck, das höchste Ziel, das man erreichen kann. Man erreicht sie indes nicht mit Genüssen und Vergnügen, sondern nur im beständigen Kampfe gegen die schlechten Neigungen unserer Natur. Der Friede des Gewissens, die Genugtuung getreuer Pflichterfüllung, das frohe Bewußtsein eines moralischen Sieges, das alles bietet zwar einen Wohlgenuss und eine Aufmunterung, die wir durchaus nicht unterschätzen möchten, aber dieser Genuss ist so zarter Natur, daß kleine Kinder kaum dafür empfänglich sind. Frohe Spiele und sonnige Tage sind dem Kindesleben etwas ganz Unentbehrliches. Sie erhöhen die Daseinsfreude und sind eine selige Erinnerung an den goldenen Jugendmorgen. Kinder, denen Eltern und Erzieher Spiel und Freude beschränken, wachsen auf wie Pflanzen ohne Sonnenchein; sie werden scheu, verdrossen, heimtückisch. Lassen wir deshalb die Kinder mit vollen Zügen aus dem Becher der erlaubten Freuden trinken. Späteres Glück und Wohlergehen können die Jugendspiele nicht ersetzen; sie sind für manche Menschen die einzigen lichten Punkte im Dunkel dieses Lebens.

„Dass man Kinder oft so schlecht erzieht“, sagt Bosco weiter, geschieht zum Teil aus Unwissenheit, aber besonders aus Selbstsucht und schlecht verstandener Zärtlichkeit. Man will sich an dem Kinde erfreuen, statt sich für dasselbe opfern. Was eine aufrichtige, aber in ihrem unbewußten Eigennuss engherzige und unvorsichtige Zärtlichkeit von dem so innig, aber so blind geliebten Sohne verlangt, ist vor allem ein Triumph der Eigenliebe und Gefühlschwelgerei. Man gefällt sich darin, mit dem frühreifen Talente des Wunderkindes Staat zu machen. Man saugt gierig die Lobsprüche ein, die ihm gespendet werden; man röhmt es selbst in seiner Gegenwart und merkt nicht die raschen Fortschritte seiner keimenden Eitelkeit, die sich nur zu bald in Selbstüberhebung, Eigendünkel und unerträglichen Hochmut verwandeln wird. Welche Unklugheit und welche Verkehrtheit! Der junge Mensch faßt rasch eine Zuneigung, aber er lässt sie ebenso rasch wieder fahren. Sein Herz, wie sein Gewissen ist eine hochgehende See, die abwechselnd von den entgegengesetztesten Strömungen aufgewühlt wird. Die Hauptaufgabe der Erziehung ist demnach den Willen zu bilden, das Herz zu veredlen, den Charakter zu stählen. Das Wissen macht den Menschen mächtiger in der Ausübung des Guten, wie des Bösen.

„Eltern und Erzieher, führet Eure Kinder frühzeitig zu Jesus“. Die öftere Beicht und Kommunion und das tägliche Anhören der hl.

Messe, das sind die Säulen, auf denen das Gebäude der Erziehung ruhen muß. Die Religion war Don Bosco die allgegenwärtige, alles belebende und erwärmende Seele des gesamten Unterrichtes. Er wies daher seine Lehrkräfte an, zur Bildung des Geistes und des Herzens in ihren Beispielen und Aufgaben immer irgend eine sittliche oder religiöse Idee oder Wahrheit einzustreuen. Er setzte seine ganze Tatkraft daran, der naturalistischen Strömung auf allen Gebieten des Unterrichtes entgegenzutreten, angefangen von den Elementarklassen bis zu den höheren und höchsten Lehrfächern.

„Um Gelehrte zu bilden, muß man Männer und Christen bilden“, das war sein Grundsatz. Die Natur in ihrer jungfräulichen Schönheit, das Leben in seiner Wirklichkeit, die Geschichte in ihren unvergänglichen Erinnerungen bieten dem Lehrer eine reiche Auswahl von Bildern und Vergleichen, vorausgesetzt, daß er eigene Arbeit nicht scheut. Diese eigene Arbeit empfahl er vor allem. Den christlichen Klassikern räumte er einen Ehrenplatz ein. Eine allgemeine Studienordnung bestimmte den Gang der einzelnen Lehrfächer. Als unsern ersten Lehrer müssen wir den hl. Thomas v. Aquin betrachten. An ihn reihen sich all' die großen Geisteslehrer, welche die kathol. Lehre behandeln: Ambrosius, Augustinus, Cyprianus, Karl Borromäus, Franz von Sales u. —

Der einfache Priester aus der Berggemeinde Castelnuovo d'Asti, Provinz Turin, der Stifter der Salesianer, hat wie Ignatius von Loyola ein großartiges Lehrgebäude hinterlassen. Seine Schüler zogen aus nach allen Himmelsgegenden, Religion, Bildung und Zivilisation zu verbreiten. Die Zahl der hervorragenden Männer, welche aus Don Bosco's Schule hervorgegangen sind, ist schon sehr beträchtlich, obgleich die meisten seiner Zöglinge erst in den Anfängen des öffentlichen Lebens stehen. Eine ganze Reihe hat sich bereits mit Auszeichnung an den italienischen Universitäten den Doktorgrad geholt und sind Zierden der kathol. Priesterschaft der Alten und der Neuen Welt geworden. Aber der hervorragende Erzieher und Menschenfreund zu den armen verwahrlosten Knaben hat nicht nur große Männer in Kirche und Schule heranzubilden verstanden, wir treffen seine Schüler in allen Ständen, bei der Armee, unter den Schriftstellern, Juristen, Kaufleuten, Handwerkern, Landwirten usw. Der große Pädagoge wußte die individuelle Begabung und Veranlagung seiner Schüler meistens richtig zu erkennen.

So treibt der alte, aber immer noch lebensstarke Baum der kathol. Kirche stets neue Blüten. Ja, seliger Don Bosco, Du Mann des felsen-

festen Gottvertrauens, Du hast auch in unserm Zeitalter den feurigen Glauben der ersten Christen neu zu entflammen verstanden, Du hast den Gotteslohn bereits empfangen. Glaubensfreudiges Arbeiten hat Silber in Deine Schläfen geworfen und den Schmuck des Scheitels entblättert. Jetzt leuchtet Dir die Verdienstkrone, die nach dem Buche Danielis allen denen versprochen ist, „die viele in Gerechtigkeit unterwiesen“. T. G.

Aus der Gesundheitslehre

Gesundheitlicher Einfluß der Zimmerpflanzen im Winter.

Von Dr. Otto Gotthilf.

(Nachdruck verboten.)

„Blumenduft hat sie getötet!“ Mit diesen Worten schließt Freiligraths Dichtung „Der Blumen Rache“, welche von Wertheimer auch mit dem Pinsel zu künstlerischer Anschauung gebracht ist. In der Tat können für sensible Personen sehr strenge und nervenerregende Gerüche, namentlich wenn sie die ganze Nacht hindurch im geschlossenen Schlafzimmer einwirken, gesundheitsschädlich sein. Es finden sich auch in der medizinischen Literatur davon einige Beispiele.

Von stark duftenden Pflanzen wie Hyazinthen dürfen im geschlossenen Wohnzimmer stets nur sehr wenige stehen, im Schlafzimmer gar keine. Sie mögen den sogenannten „Salon“, „die gute Stube“, schmücken, in der man sich nicht andauernd aufhält.

Dies gilt natürlich nur für den Winter. Im Sommer, wo jeder einigermaßen gesundheitliebende Mensch im Zimmer die Fenster stets geöffnet hat, kommt es nicht so genau darauf an; da findet fortwährend eine genügende Erneuerung der Binnenluft von außen statt. Aber für den Winter möge man doch einige hygienische Winke beachten.

Im Schlafzimmer brauchen überhaupt weder Topfpflanzen noch abgeschnittene Blumen zu stehen. Schon in der Schule lernen wir: die Pflanzenwelt spendet nur bei Tage gesunde Atmuspfeife, bei Nacht aber atmet sie Kohlensäure aus. Und was nützen uns Blumen des Nachts, wo wir sie nicht sehen?

Da das Wasser, in welchem geschnittene Blumen stehen, leicht verdirt, soll man es öfters erneuern. Alles Welke und Abgeblühte sieht nicht nur häßlich aus, sondern geht auch leicht in Verwesung über, muß daher täglich entfernt werden. Zimmerpflanzen sollen im Winter auch nicht gedüngt werden; denn einerseits ist dies bei dem langsameren Wachstum gar nicht nötig, andererseits verschlechtert es die Luft bedeutend. Auch braucht man das Zimmer, in dem man sich ständig aufhält, nicht gerade in einen Wintergarten zu verwandeln, aber Fensterbrett und Blumentisch können mit Topfpflanzen reich besetzt sein.

Verhütet und vermeidet man die genannten etwa schädigenden Eigenschaften der Blumen und Topfpflanzen, dann gereichen sie der Zimmerluft und den Insassen entschieden zum Vorteil. Zunächst erfrischen und durchduften sie die Luft in höchst wohltuender Weise. Das Muster gesunder Lungenspeise ist ja die frische reine Luft der freien Atmosphäre. Diese besteht in der Hauptsache aus 21 Teilen Sauerstoff und 79 Teilen Stickstoff. Wie nun beim Getränk, so finden sich auch bei der Lungenspeise frische und schale Zustände, ohne daß die Hauptbestandteile selbst verschieden gemischt wären. Beim Wasser wird die Frische besonders durch den Luftgehalt bedingt, denn abgestandenes Wasser, aus welchem die Luft entwichen ist oder als Bläschen an den Glaswänden sich angesetzt hat, schmeckt, selbst wenn es kalt ist, stets schal. In der Atmungsluft übt eine vorzüglich erfrischende Wirkung die von der grünenden Vegetation durchduftete Form aus, welche der freien Natur entquillt. Das hat jeder schon bei Spaziergängen durch Wald und Wiese empfunden. Hierzu kommt noch als besondere „Blume“, wie es in der Trinkersprache heißt, der „Balsamduft“, welchen Blüten und manche Bäume spenden. Pflegt man doch den harzigen Nadelduft als heilkraftig zu bezeichnen. Der balsamische Duft der Wälder reizt den Appetit zum Atmen, zum recht tiefen Vollatmen. Wir fühlen unsere Nüstern sich weiten, unsere Lungen sich beschwingen, unsere „Lebensgeister“, nämlich Blut und Nerven, sich neu beleben. Ein gut Teil von diesem erfrischenden und belebenden Beigeschmack der Luft bringen wir nun mit den grünenden und blühenden Pflanzen auch in unser winterlich abgeschlossenes Gemach. Sie spenden uns etwas von der gesunden sommerlichen Vegetationsluft draußen, wo jetzt alles tot in Eis und Schnee vergraben liegt. Den balsamischen Waldesduft können wir auch noch hervorzaubern durch Aufstellen von Tannenzweigen. Man spürt davon etwas beim Betreten des Zimmers mit dem Weihnachtsbaum.

Besonders unangenehm und nachteilig wirkt die Binnenluft im Winter durch ihren Mangel an Feuchtigkeit. Sie ist meist schuld an dem Auftreten der Lippen. Auch die noch viel zartere Schleimhaut der Lungenästchen (Bronchien) leidet bei der ständigen Einatmung trockener Luft; es entsteht der „trockene Winterhusten“. Daher muß man für die nötige Feuchterhaltung der Luft sorgen. Dies geschieht nun in einfacher und vorzüglicher Weise durch schnellwachsende Schlinggewächse, z. B. Tradescantien und durch Blattpflanzen, die man öfters bespritzt. Bei dem im warmen Zimmer täglich nötigen Begießen und Besprühen ersieht man am besten, welche große Menge Wasser diese verbrauchen und ausatmen.

Zu allen diesen gesundheitlichen Vorteilen für den Körper kommt noch als sehr wesentlicher Umstand der ästhetische Genuss, die gemütliche Anregung, welche Zimmerpflanzen gewähren. Das Verfolgen des Wachstums, der Entwicklung von Knospen und Blüten, bildet eine

edle Erholung. Vom Blumenständer und Fensterbrett mit wohlgepflegten Pflanzen lacht überall echt bürgerliche Gemütlichkeit heraus. Daher auch der günstige Einfluß auf die Stimmung der Kranken und Genesenden. Professor Dr. Martin Mendelsohn sagt in seiner Abhandlung „Der Komfort des Kranken“: „Vergesset die Blumen nicht! Blumen gehören gerade ebenso gut zur Behandlung des Kranken wie Arznei. Blumen dürfen in keinem Krankenzimmer fehlen. Will man vorsichtig sein, so kann man sie des Nachts aus dem Zimmer bringen; auch braucht man nicht gerade die am stärksten duftenden zu wählen. Ich würde es mir nie nehmen lassen, einem Kranken einen Strauß Rosen oder Veilchen als erstes Geschenk zu bringen. Ständigen Aufenthalt müssen in jedem Krankenzimmer die grünen Blatt- und Schlingpflanzen mit ihren großen Blättern haben; sie reinigen die Luft viel mehr als man glaubt.“ In Wien werden seit längeren Jahren auf eine Anregung des ersten Oberhofmeisters, Prinzen zu Hohenlohe, blühende Topfpflanzen aus den kaiserlichen Gärten den öffentlichen Kinderspitalern von Zeit zu Zeit geschenkweise überwiesen. Der Flor zierte dann die Fenster der Krankenstuben. Man kann da täglich beobachten, wie glücklich die Kleinen über die sinnreiche Gabe sind; die müden Köpfchen wenden sich den Blumen zu und die Augen der kleinen Patienten leuchten hell auf. Den Kranken und Genesenden ist ja im Winter die freie Aussicht oft erschwert durch das Gefrieren der Fenster. Auch sehen sie draußen meist nichts als die weiße Leichendecke und die kalten starren Eiszapfen. Da bilden dann die einzige Annahmlichkeit und Zerstreung für das Auge, welches sich stets zum Lichte, zum Fenster hingezogen fühlt, frische Blattpflanzen und bunte Blumen auf dem Fensterbrett; sie stimmen heiter und haben einen ausgezeichneten Einfluß auf den Gemütszustand.

Also gerade im Winter gewähren Blumen und Pflanzen Gesunden wie Kranken mannigfache hygienische Vorteile. Da wird Hygiene des Körpers mit Diätetik der Seele zur wahren Harmonie vereinigt. „Von jeher ist daher“, sagt Max Hesdörffer in seiner „Zimmergärtnerei“, „die Blumenpflege eng verknüpft mit dem deutschen Familienleben. In den Palästen der Fürsten und an den Fenstern der ärmlichsten Arbeiterwohnungen, überall finden wir Blumen, überall fesseln sie die Bewohner an das Heim, das sie behaglich gestalten, und überall werden sie zu einer Quelle reiner Freuden für die Besitzer, denen sie geringe Mühe tausendfältig danken durch reiches Wachstum und üppiges Blühen. Wenn es mit der Blütenpracht des Sommers, mit dem Fruchtseggen des Herbstes vorüber ist, wenn die letzten müden Blätter fallen, kalter Regen und späterhin eifiger Frost uns mehr denn sonst an das Haus fesseln, dann werden die Blumen im Zimmer auch jenen unentbehrlich, die während des Sommers die freien Stunden in Feld und Wald oder im eigenen Garten verbringen konnten. Wenn die

weiße Decke das matt gewordene Grün der Wiese verhüllt, wenn sich die Zweige der Nadelbäume tief beugen unter der Last des Schnees, starre Eisblumen die Fenster bedecken, so bereitet es ein unbezahlbares Vergnügen, drinnen im behaglich erwärmtten Zimmer Blumen grünen und blühen zu sehen, das ganze Heim mit holdem Frühlingszauber und angenehmem Duft erfüllend.“

Wie tröstlich redet zum Gemüte
Im Winter eine duftige Blüte.
Eine Blum' am Fenster mit buntem Schimmer
Macht heller und freundlicher das Zimmer. (Joh. Trojan.)



Häusliche Ratschläge.

Rostflecken in Weißwäsche werden mit lauwarmem Sodawasser befeuchtet, sodann Sauerkleesalz darüber gestreut und dann ein mit glühenden Kohlen gefüllter eiserner Löffel einige Mal darüber geführt, ohne den Stoff zu berühren. Die Stelle wird nun sofort in Sodawasser ausgewaschen und wenn nötig, die Prozedur wiederholt.

Wollwäsche. Wollene Sachen waschen sich gut in Grüschlauge, 1/2 Kilo reicht für mehrere größere Stücke. Rote Decken und farbige Unterkleider werden wie neu. Man verfährt folgendermaßen: Der Grüsch wird gekocht, durchgesieht, etwas abgekühlt, dann die Wäsche hineingelegt und ohne Seife ausgewaschen. Nun wird sie in verdünntem Seifenwasser gespült, wovon die Wäsche weich und geschmeidig, währenddem sie in bloßem Wasser hart wird.

Guten Möbelfirnis erhält man durch Mischung von Leinöl und Weingeist zu gleichen Teilen, die man in einer gut verpfropften Flasche gehörig schüttelnd mengt. Jedesmal vor Gebrauch des Firnißes soll die Flasche wieder geschüttelt werden. Die Möbel sind mittels eines wollenen Lappens blank zu reiben.

Garten.

Die Erdbeeren brauchen über den Winter nicht gedeckt zu werden. Früh im Frühling sind sie umzuhacken und reichlich mit kurzem Mist zu düngen. Nachher sind sie einfach feucht zu halten. Sobald sich Ranken zeigen, sind dieselben abzuschneiden. Im Herbste sind wiederum die Ranken zu entfernen; aus den kräftigsten bildet man neue Pflanzen, womit man alle drei Jahre die alten ersetzt.

Azaleen sind im Herbste in frische Erde zu versetzen, den Winter über in mäßig warmem Raum zu halten, auf einmal nicht stark zu begießen, jedoch reichlich während der Blütezeit.

Küche.

Trietschnitten. Ein Kilo Mehl wird in eine Schüssel genommen, in der Mitte desselben mit lauer Milch und 4 Eßlöffeln Brotzhefe ein Vorteig gemacht, den man an einem warmen Ort so lange gehen läßt, bis er wieder zusammenfällt. Dann röhrt man 140 Gramm Butter leicht ab, gibt 100 Gramm Zucker, 2 Eier und eine Prise Salz dazu und fügt den Vorteig bei. Mit lauwarmen Milch wird nun das Ganze zu einem nicht zu festen Teig gearbeitet, den man auf einem Mädelbrett tüchtig knetet und zu einem langen Wecken formt. Diesen läßt man an einem warmen Orte gehen und hernach in mittelheißem Ofen backen. Nach einigen Tagen schneidet man den Wecken in halbfingerdicke Scheiben, von denen man jede mit Eiweiß oder noch besser mit Wein bestreicht und sie sodann leicht mit Trietzucker bestreut und einen Tag trocknen läßt. Dann werden sie gewendet und nun auch die andern Seiten so behandelt.

Den Trietzucker kann man bei jedem Konditor kaufen. Man kann ihn auch selber bereiten. Dazu werden 140 Gramm grober, weißer Zucker, 10 Gramm feiner Zimt, eine Messerspitze Nelkenpulver und für 15 Cts. pulverisiertes Sandelholz gut untereinander gemengt.

Bayrisch Kraut. Für 6 Personen wird ein mittelgroßer Weiß- oder Blaukohl gepuzt, in der Mitte durchgeschnitten und mit dem Hobel oder Messer fein zerschnitten. Dann wird er in eine Schüssel genommen, sauber gewaschen; in diesem Wasser ist ein wenig Essig, damit der Blaukohl seine Farbe behält. Ein Löffel Fett oder 2 Löffel Speckwürfel werden heiß gemacht, 1/2 Löffel Zwiebeln darin gedämpft und dann kommt das gewaschene Kraut hinein, Salz, Pfeffer, Muskat, 1/2 Tasse Wasser, 1/2 Tasse Rotwein, bei Weißkraut Weißwein, dazu, und nun läßt man alles zugedeckt 1—1½ Stunden dämpfen. Es können oben auf das Kraut einige saure, ungeschälte Uepfel gelegt werden, was ihm eine angenehme Säure gibt. Eine halbe Stunde vor Anrichten wird 1 Löffel Mehl über das Kraut gestaucht, untereinander gemacht, und was an Gewürz oder an angenehmer Säure fehlt, noch zugegeben; doch vorher werden die Uepfel entfernt.

Salestanum.

Tomaten mit Ei. Mittelgroße Tomaten durchschneide man quer, drücke die Kerne leicht aus, bestreue die Früchte mit Salz und Pfeffer und lasse sie in Butter 15—20 Minuten wo möglich im Ofen weich dämpfen. Hierauf schlage man auf jede Tomate ein ganz rohes Ei, ohne daß das Gelbe verläuft, streue Salz und Pfeffer darüber und lasse das Gericht so lange im Ofen, bis die Eier gar geworden sind.

Gefüllte Wecken. Kleine runde Brötchen werden am untern Teil mit einem scharfen Messer rund aufgeschnitten, das weiche Brod sorgfältig herausgenommen, indem man sich hütet, die äußere Kruste zu beschädigen. Das leere Brötchen wird mit folgender Masse gefüllt. Geschälte, gewiegte Mandeln vermischt man mit gestoßenem Zucker und gewaschenen Rosinen. Nun wird der ausgeschnittene Boden wieder angedrückt und mit Eiweiß angeklebt. Die Brötchen werden hellbraun gebacken und mit einer roten heißen Weinsauce serviert.

Gurken-Salat, warmer. Die geschälten und gehobelten Gurken werden gesalzen und mit Pfeffer bestreut, worauf man in einer Kasserole in Würfel geschnittenen Speck zerläßt, den nötigen Essig dazu gießt und dies mit den Gurken gut vermischte.

Kalbsfüße, gebacken. Kalbsfüße werden weich gekocht, geputzt, in vier Teile geschnitten und die Knochen herausgenommen. Hierauf legt man sie in eine Schüssel, bestreut sie mit Salz und Pfeffer, beträufelt sie mit Zitronensaft (auf die Füße rechnet man den Saft $\frac{1}{2}$ Zitrone). Man läßt sie nun $\frac{1}{2}$ Stunde stehen, wendet sie öfter um, taucht sie in Backteig und backt sie in Butter. Man kann sie auch in verklopftem Ei und Semmelbrosamen umwenden und hierauf in Fett backen. Man serviert sie zu Gemüse oder Salat.

Kalbsbratenresten schneidet man in gefällige Stücke, brät sie auf beiden Seiten in heißer Butter und richtet sie an. Man verklopft nun ein paar Eier, gibt mit der Bratensauce feingeschnittenen Schnittlauch und ein wenig Essig in die Butter, lasse es etwas anziehen, daß es wie Rührei wird, und gießt es über das Fleisch.

-literarisches.

„Mariengrüße aus Einsiedeln“. Inhalt des 9. Heftes: Ich denke dein. Gedicht von Ludwig Lang. — Herzensadel. Von Simon Stillger. — Blick auf Oberammergau (Bild). — Die Gottheit Christi. Von Otto Hättenschwiller. — Pflanze deine Fahne gleich auf! Von P. Hättenschwiller, S. J. — Vom V. Marianischen Weltkongreß in Salzburg. — Augsburg, der Versammlungsort des diesjährigen deutschen Katholikentages. Von H. (Mit Bild). — Aus der Chronik U. L. Frau von Einsiedeln. Von P. Hrh. Rickenbach O. S. B. — Martin Luther als Zeuge für die Beicht. — Eine Erinnerung an den Schutzengel. Von J. E. Hagen. (Mit Bild). — Treu der Kirche und dem Vaterland. — Der Diener Mariens mag wohl sterben, aber er ergibt sich nicht. Von Otto Hättenschwiller. — Ehe und Familie. Von Otto Hättenschwiller. — Schutz im Leben. — Die Tochter des Märtyrers. Von J. E. Hagen. (Zum Bilde Seite 275). — Maria als Helferin der Christen. — Vater und Sohn. Von J. E. Hagen. (Mit Bild). — Gebetserhörungen und Dankdagungen. — Scherz und Ernst. — Aus Welt und Kirche. (Bild). — Zur ersten hl. Kommunion. — Oblaten-Verein des hl. Benedikt. Von P. Leopold Studerus. — Briefkasten der Redaktion. — Umschlag: Gebetsempfehlungen. — Gute Bücher. — Wallfahrten nach Maria Einsiedeln. — Bestellung an die Expedition der „Mariengrüße“ in Einsiedeln.

„Die Zukunft“. Inhalt des 11. Heftes: Ein Lied vom Mütterlein. Gedicht von A. B. — Ein Jugend- und Volksschriftsteller der Gegenwart. — Durch Nacht zum Licht. Von Theod. Bucher. (Mit 5 Bildern). — Die Räuberhuben. Von Meinrad Inglin, Schwyz. — Der neue Wettermacher. Von J. Lautenschlager. — Zwischen Himmel und Erde. Vom „Wiesel“. — Reisebriefe. Von Karl Würth. — Rätsel. — Vereinsnachrichten. (Mit 2 Bildern.) — Auf-

Lösung der Rätsel von Luigi Zürcher. — Briefkasten der Redaktion. — Umschlag: Inserat. — Vom Büchertisch. — Bestellung an die Expedition der „Zukunft“ in Einsiedeln.

„Der Kindergarten.“ Inhalt von Nr. 16 und 17: Professors Dorchen. Der Wasserturm zu Luzern. Von Pia. (Mit Bild). — Des Kindes Vorsatz. — Der kleine Schuhkönig. (Mit Bild). — Heinrichs letzte Schrift. — Ein weißes Röschen. Von K. Eckardt. — Bexierbild. — Magisches Quadrat. — Im Lachwinkelchen. — Briefkästlein. — Schönheit tut es nicht allein. Von Karl von Beuron. — Der blaue Stern. Von Adolf Holst. (Zum Bilde S. 133). — Wie alt man wird. Von Erthwin vom Berge. — Die größten Fernrohre. — Rätsellösungen. — Rätsel. — Bestellung an die Expedition des „Kindergarten“ in Einsiedeln.

Von dem in den englisch sprechenden Teilen der Welt längst berühmten irändischen Romanschriftsteller P. A. Sheehan bringt das 23. Heft der Familienzeitschrift „Alte und Neue Welt“ ein Muster feinstter Erzählungskunst. Der irische Priester ist auch in deutschen Landen namentlich durch seine Seelsorger-Romane „Mein neuer Kaplan“ und „Lucas Delmege“ bekannt geworden und erfreut sich steigender Anerkennung in allen Kreisen, die bei einem Roman Kunst der Form, intime Seelenanalyse und erfahrungsgemäße Wahrhaftigkeit des inneren und äußern Handelns zu schätzen und zu genießen verstehen. Das Märchen, „Wie der Engel glücklich wurde“ ist eine Perle aus der Kette seiner kleinen Erzählungen, und die Lesergemeinde der „Alten und Neuen Welt“ darf sich mit Recht auf die mit dem ersten Heft des bald beginnenden neuen Jahrganges einsetzende Veröffentlichung seines neuesten Werkes freuen. Wie wir einer vorläufigen Ankündigung entnehmen können, sind es neben dem vielgestaltigen modernsten Inhalt besonders die literarischen Vorzüge des Romans, die ihn allen alten und neuen Lesern genannter Zeitschrift willkommen machen werden. — Die Novelette „Stolze Leut“ erfreut durch den kostlichen Humor, womit die Dickschädeligkeit eines Gebirgsgroßbauern namentlich in Liebes- und Eheangelegenheiten gezeichnet ist. Die Fortsetzung des Kriminalromans „Um sein Erbe“ lässt uns keinen Moment aus atemloser Spannung herauskommen. „Der Werdegang eines Seifenstückes“ und „Verheerungen des Hochwassers im Muotatal“ sind äußerst instructive Aufsätze mit reichem Abbildungsmaterial. Aus dem übrigen Bilderschatz ragen hervor das prächtige Historienbild „St. Ludwig bringt die Dornenkrone“ von M. Feuerstein, „Die Ernte der Armen“, „Regentag in Venedig“, „Tanz in der Werkstatt“. Da auch die Rundschau textlich und illustrativ ähnlichen Rückblicken anderer Zeitschriften sich zum mindesten gewachsen zeigt und eine eigene Beilage auch für die Frauen passende Artikel bietet, so darf der „Alten und Neuen Welt“ mit Recht eine immer ausgedehntere Verbreitung gewünscht werden.

Seelschmuck zum göttlichen Gastmahl. Die Lehre vom heiligsten Altarsakrament in Gebeten zur öftren Kommunion von Moritz Meschler S. J. Mit Approbation des hochw. Herrn Erzbischofs von Freiburg und der Ordensobern. Mit einem Titelbild. Zweite Auflage (XII u. 246). Freiburg 1910, Herdersche Verlagshandlung. — Nach den neueren Anordnungen des Heiligen Vaters über die öftere und tägliche Kommunion wird den frommen Herzen, die sich oft dem

Tisch des Herrn nähern, dieses Büchlein gewiß willkommen sein, das ihnen mehr Aenderung, Abwechslung und Mannigfaltigkeit für die Vorbereitung und Danksgung beim Empfang des hochheiligen Sakraments bieten will. Die verschiedenen tugendlichen Anmutungen, zu denen die Gebete uns anleiten, sind dann der Seelenschmuck, von dem im Titel des Büchleins die Rede ist. — Die erste Auflage des Büchleins war bereits nach einem Halbjahr vergriffen, gewiß der beste Beweis für die Vortrefflichkeit und Volkstümlichkeit des schönen Buches.

Neue Kalender. Mit den ersten farbenbunten Herbstblättern erscheinen bereits die neuen Kalender für das kommende Jahr.

Der älteste ist wohl der Thüring'sche Hanskalender, der nun den 265. Jahrgang verzeichnet (Luzern, Räber & Cie., Preis 25 Cts.). Sein Hauptvorzug liegt in seiner ausgesprochen heimatlichen Färbung: ein Stück volkstümlicher Heimatkunst. Er erzählt, wie das Rütli schweizerisches Nationaleigentum wurde, bringt eine vorzügliche Wiedergabe des neuen Altarbildes, das Kunstmaler Danner in Luzern für die Kapelle auf Döllboden (Entlebuch) geschaffen. „Luzern im Wasser“, „Erdrutsch am Hüswilerberg bei Zell“ frischen die Erinnerung an den regenreichen Sommer 1910 wieder auf.

Echt luzernischen Ursprungs ist Der neue christliche Hanskalender (ebenda, 78. Jahrgang, Preis 30 Cts.). Wir finden ein treffliches Lebensbild des schweiz. Volkschriftstellers J. X. Herzog, Pfarrer von Ballwil; U. v. Liebenau's „Vor hundert Jahren“ hat gerade jetzt, da in Portugal die Revolution ausgebrochen, aktuelles Interesse. Ein frisches Pastellbild ist das feingeschriebene „Beeri-Liseli“. „Das Engadiner Museum“, „Der Brand in Schwyz“ und „Das Unglück von Altdorf“, d. r. Weltüberblick und Humoristisches schließen sich an und tragen das ihrige zur Reichhaltigkeit bei.

Ein Heimatskalender, der eine starke Verbreitung auch außerhalb seines Heimatlandes verdient, ist der Sonntagskalender 1911 (Herdersche Verlagshandlung, Freiburg i. B.), der nun seine 51. Wanderfahrt unternimmt. Auch diesmal läßt seine Reichhaltigkeit nichts zu wünschen übrig. Unterhaltendes, Belehrendes und Erbauendes wechseln miteinander ab. Der Aufsatz über die Bienen und ihre Zucht ist so klar und gut geschrieben, daß jeder „Beielvater“, auch der Züchter, der über Erfahrung verfügt, ihn noch mit Nutzen lesen wird.

Von den allgemein gehaltenen Kalendern ist der Einsiedler Kalender (Verlagsanstalt Benziger & Co., Einsiedeln — mit Chromobild) von Kindestagen an uns lieb und vertraut. In jugendlicher Frische tritt er, trotz seines 70jährigen Bestandes, wieder bei uns ein und bringt Scherz und Ernst, Erbauung, Belehrung und Unterhaltung. Mit besonderem Interesse lesen wir von der Restauration der Gnadenkapelle und der Stiftskirche in Einsiedeln. Die Erzählungen „Liebe um Liebe“, „Hohe Ziele“ bewegen sich im gewohnten Rahmen und werden manchem Freude bereiten.

Benzigers Marienkalender für das Jahr 1911, 19. Jahrgang, mit Farbendruck-Titelbild, über 100 Illustrationen, worunter 9 Vollbilder, 138 Seiten, ist für 60 Cts. billig zu nennen. Besondere Beachtung verdient der Einleitungsartikel aus der Feder des gemütvollen Stiftsarchivars P. Odilo Ringholz. Anton Schott, Anton Pichler und B. Mutschlechner sorgen für gute Unterhaltung. Auch eine

Militärhumoreske ist wieder vertreten und die illustrierte Jahresrundschau darf sich derjenigen des letzten Jahrganges zur Seite stellen. Beide Kalender der Firma Benziger verdienen warme Empfehlung.

Dasselbe gilt auch vom **Monika-Kalender** für das Jahr 1911, 35. Jahrgang. Mit 8 prächtigen Vollbildern von F. Overbeck. Verlag von L. Auer, Donauwörth. Der neue Kalender bringt im Gewande einer fesselnden Erzählung als „Großvaters Erziehungslehre“ eine Fülle von pädagogischen Richtlinien für das praktische Leben, wie man sie in solcher Anschaulichkeit und Klarheit nicht leicht findet. Möchte diese „Erziehungslehre“ in recht vielen Familien Eingang und praktische Nachahmung finden.

Ebenda erscheint ein wirklich gut geschriebener und ebenso ausgestatteter **Kinderkalender**. Wer einem Kinde eine Freude bereiten und zugleich gut auf dasselbe einwirken will, schenkt ihm dies schöne, handliche Kalenderchen.

Eine Gabe für heranwachsende Töchter und besonders für weibliche Dienstboten bildet der **Notburga-Kalender** (gleiches Format). In Form von ansprechenden fesselnden Erzählungen gibt er einfach und ungesucht und deshalb auch wirksam manche Winke für das praktische Leben.

Einer der schönsten Abreißkalender mit auswechselbaren Bildern ist der bei L. Auer erscheinende. Der „Block“ mit einer kleinen Legende auf jeden Tag des Jahres ist einzeln erhältlich. Der ganze Kalender in seiner Ausstattung präsentiert sich gut und kann als Hausaltärchen dienen. Er sei bestens empfohlen. M. H.

Einsiedler Marien-Kalender 1911. Sehr schön ausgestattet wie wenige, reich an Humor und Ernst, an hübschen Geschichten und lehrreichen Mitteilungen, dazu mit außerordentlich vielen Bildern aus der Schweiz und dem Auslande. Das farbige Titelbild „Ecce Homo“ ist äußerst fein und ein prächtiges Gemälde zum Einfassen. Dazu kostet der schöne Kalender nur 40 Rp. Erhältlich beim Verlage Eberle & Rickenbach in Einsiedeln und in allen Handlungen. Wir wünschen ihn jeder Familie.

* * *

Die wertvollen Errungenschaften der modernen Buchindustrie machen ihren Einfluß auf ein neues literarisches Unternehmen geltend, mit dem soeben das Verlagshaus Ullstein & Cie. hervortritt. Die „Ullsteinbücher“ sind eine in einzelnen selbständigen Bänden erscheinende Sammlung moderner Romane zu dem billigen Preise von einer Mark. Die Bücher sind von handlicher Form, zeigen guten deutlichen Druck, sind handlich und weich, so daß sie auf Reisen bequem mitgeführt werden können. Die bis jetzt erschienenen Bände zeigen Autornamen moderner Richtung: Clara Viebig mit „Dilettanten des Lebens“, Ompteda, „Maria da Caza“, R. Straß, „Arme Thea“, Heinz Tovote, „Frau Agna“. Wir kommen auf den Inhalt der einzelnen Bände und die zu Tage tretende Anschauung einläßlich zurück.

Man hat unsere Zeit schon oft als „Jahrhundert des Kindes“ bezeichnet und manche von uns stimmen in den alten Vers ein: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!“ Nach den lichten Sonnentagen führt ein neues, vorzüglich ausgestattetes Buch von Mela Escherich: **Das Kind in der Kunst.** (Mit 56 Abbildungen auf 32 Tafeln. Stuttgart, Franhsche Verlagshandlung.) Wir folgen dem Führer, der weit in die Welt und durch lange Zeiträume von einem Jahrhundert zum

andern führt. Und nie wird die Wanderfahrt langweilig. Von der Antike herau bis zur Gegenwart lernen wir sie kennen, die kleinen Menschenkinder, Engelein und Eroten, Naturgeisterlein und wirkliche Gassenkinder, Großstadtjugend und harmlose Landkinder; denn die Darstellung des Kindes ist von alters her eines der herrlichsten Gebiete der Kunst. Den Meistern hat hier die Liebe und die Rührung die Hand geführt. Der Preis des Buches ist als sehr mäßig zu bezeichnen.

M. S.

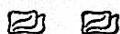
„Die Schweizer-Frau“, nationales Prachtwerk mit 500 Illustrationen. (Verlag F. Zahn, Neuenburg.) Subscriptionspreis per Lieferung Fr. 1.25. Für Nicht-Subskribenten Fr. 2.—. Ladenpreis des ganzen Werkes brosch. nach 31. März 1911 Fr. 25.— statt Fr. 18.75, für den Prachtband Fr. 32.— statt Fr. 25.—. Das durch die St. Elisabethsrosen schon vor geraumer Frist angemeldete Werk „Die Schweizer Frau“ ist nun erschienen. Es führt uns — den Charakter einer nationalen Werkes während — durch eine Bildergalerie von 12 edlen Schweizerfrauen. Da begegnen wir der Frau in ihrem Schaffen und Sorgen als Gattin und Mutter, aufbauend auf den Felsengrund des Gottvertrauens, dann die schlichte aber in Opfermut große Gestalt der Arbeiterin, die Heldenmütige auf dem Schlachtfelde, die industrielle Frau mit dem klaren Blick und dem warmen Herzen, die im weltlichen Stande und im Ordenskleid die Werke der Barmherzigkeit Uebenden, die geborene, gottbegnadete Erzieherin und jene genialen, edeln Musen dienenden Frauen.

Nicht nach Berühmtheit haben sie gestrebt, sie wirkten weil und zu was sie die Liebe, jener Grundton des weiblichen Wesens, drängte auf dem vielfältigen Gebiete weiblicher Tätigkeit, die verschiedenen reichen Gaben einsetzend, mit denen der Schöpfer die Frau ausgestattet hat.

Fürwahr wer ein Frauenideal malt, der schreibt des Schöpfers Lob und richtet zugleich einen lauten Appell an die Frauen, daß sie hinziehen, es den Edeln nachzutun, eine jede an ihrem Posten und nach dem Pfund, das ihr der große Meister anvertraut.

Die Durchführung der vor uns liegenden ersten Lieferungen befriedigen sehr und lassen den nachfolgenden mit Interesse entgegen sehen.

Unserm Leserkreis noch die Mitteilung, daß unsere geschätzte Mitarbeiterin, Fr. Anna v. Liebenau, in Bearbeitung des Lebensbildes der Ordensoberin Maria Theresia Scherer ebenfalls bei dem Werke mittätig war.



Eine Rose für den Himmel.

In dem trauten Kaplaneihause zu Risch am schönen Zugersee feierte am Abend des 27. Oktober eine stille edle Seele ihren Heimgang: Haushälterin Jungfrau Rosalia Erne, die in den „St. Elisabeths-Rosen“ ein Gedenken finden soll. Hat sie doch von früher Jugend bis in ihr 71. Lebensjahr dem dienenden Stande stets nur Ehre gemacht, ja als Beispiel christlicher Tugend und Berufstreue überall, wo die Vaterhand

Gottes sie hinstellte, bleibende Erbauung gewirkt; es seien genannt die Gemeinden Arbon, Hagenwil, Gulgen, Risch, wohin sie dem jeweiligen Dienstherrn folgte. Ihren braven Verwandten im Aargau (Leuggern) blieb sie mit treuem Herzen zugetan. Als einstemand sich unterstand, sie wegen ihrer verborgenen Stille im Lande zu necken, gab sie so bestimmt wie höflich zur Antwort: „Ich habe vielleicht meinem Vaterlande mehr genützt als mancher große Herr.“ — Es gibt immer noch Größe in der Zurückgezogenheit, Selbstbewußtsein in der Demut, Seelenglück in der Pflichterfüllung, Geisteskraft im Glauben, es blühen noch Rosen für den Himmel, und eine solche war die nunmehr Heimgegangene. R. I. P.

Mitteilungen aus dem Frauenbund

Die gverbliche Arbeiterinnenfrage.

(Schluß.)

Was nun die Rangstellung der Frau im modernen Wirtschafts- und Erwerbsleben betrifft, die Stellung des Frauengeschlechtes in der Gesellschaft, so gehen hier die Anschauungen weit auseinander. Die Frage nach der idealen oder normalen Stellung des weiblichen Geschlechts ist eben eine Frage der Weltanschauung. Die beiden Geschlechter weisen wesentliche Verschiedenheiten auf. Sie haben sich gegenseitig in der Lösung der Menschheitsaufgaben zu ergänzen. Immer aber soll die Erwerbsart der verheirateten wie der ledigen Frauen ihrer Veranlagung entsprechen. Das verlangt das Wohl der Frauen wie das Wohl der Gesamtheit. Die Frau kann nur zu jener Beschäftigung zugelassen werden, die ihrer Gesundheit und Sittlichkeit keinen Schaden bringt, während jene Arbeiten von ihren Schultern fernzuhalten sind, die ihre Kraft übersteigen oder ihre Sittlichkeit bedrohen. Ferner ist die Frau zu jenen Erwerbsquellen oder Aemtern nicht zuzulassen, deren Pflichtenkreis die dem Manne eigentümlichen Eigenschaften im Interesse des öffentlichen Wohles verlangt. Für die Rangstellung der Frau im arbeitsteiligen Getriebe des Wirtschaftslebens aber ist als Grundsatz festzustellen: „Für beide Geschlechter bei gleicher Leistung gleiche Entlohnung.“

Eine scharfe Beleuchtung erhält die heutige soziale Lage der Arbeiterinnen durch die beredten Ziffern der statistischen Erhebungen und interessiert uns vor allem, was Dr. Retzbach über die Ergebnisse der schweiz. Betriebszählung vom Jahre 1905 zu berichten weiß. „Wie in Deutschland, so entfallen auch in der Schweiz die meisten erwerbstätigen Frauen auf Landwirtschaft und Industrie.“ Die meisten Frauen, fast die Hälfte aller, beschäftigt die Textilindustrie, es folgt dann das Bekleidungsgewerbe

mit mehr als einem Drittel aller beschäftigten Frauen; gleich stark ist das Nahrungsmittelgewerbe und die Metall- und Maschinenindustrie vertreten mit zusammen 45,044 Frauen. Im Baugewerbe sind 5639 Frauen tätig.

Ferner ergibt diese Statistik, was im voraus bekannt ist, mit aller Deutlichkeit, daß die Schweiz das klassische Land der Hausindustrie ist. Unter 251,806 im Bergbau und Industrie beschäftigten Frauen sind 67,019 = 26,6%, also über ein Viertel in der Hausindustrie tätig, obwohl nur die hauptsächlichsten Zweige der Hausindustrie gezählt wurden. Die Männer stellen zur Hausindustrie nur 25,021, so daß die Frauen an der gesamten Hausindustriearbeiterschaft mit 72,8%, die Männer nur mit 27,2% beteiligt sind.“ Freilich ist zu diesen Ziffern noch zu bemerken, daß die Betriebszählung im Hochsommer (5. August) stattfand, während die Heimarbeit bekanntermaßen im Winter eine viel größere Ausdehnung aufweist. Die Zahl der hausindustriell beschäftigten Frauen dürfte dementsprechend eine bedeutend höhere sein, als sie in vorstehendem Zählergebnisse angegeben wurde.

Welcher Art ist die Lebenshaltung der gewerblichen Arbeiterin (in Bezug auf Einkommen, hygienische Verhältnisse und Bildungsstand)?

Im Mittelpunkt der Arbeiterinnenfrage steht zweifellos die Lohnfrage und hier gelangt der Verfasser auf Grundlage reichhaltigen Enquetenmaterials zu dem Schluß, daß die Arbeiterinnen durchweg erheblich weniger verdienen, als die männlichen Kollegen. „Es besteht eine große Differenz zwischen den Männer- und Frauenlöhnen, selbst in dem Falle, wo beide Geschlechter die gleiche Arbeit verrichten.“

Die geringen Löhne tragen auch zum großen Teile schuld an der Unterernährung, wie sie im allgemeinen bei den Arbeiterinnen konstatiert wird. Kärgliche Nahrung und ungenügende Wohnung bilden oft genug eine Gefahr für Leib und Seele der Mädchen, die bei alledem nicht selten — auch das sei hier gesagt — am Notwendigsten sparen, um unnötigem Putz huldigen zu können.“

Zu diesem Uebelstande kommt, daß die gewerbliche Arbeiterin, die an sich schon physisch schwächer ist, in ganz besonderer Weise unter den Gefahren der modernen Arbeit leidet. Insbesondere wirkt der Einfluß der Fabrikarbeit auf die Gesundheit der Hochschwangeren und Wöchnerinnen schädlich ein. „Desgleichen führt zweifellos, wie in den Berichten (der Gewerbeinspektion) bemerkt wird, in der Regel die Fabrikarbeit in Verbindung mit der Besorgung des Hauses zu baldigem Siechtum.“ Dem entspricht auch die Tatsache, daß die Sterblichkeit der Kinder im allgemeinen in industriereichen Gegenden am größten ist.

Die Tatsache, daß die Mädchen vielfach direkt nach der Schulentlassung in die Fabrik geschickt werden, zeitigt weitere Mißstände. Vor allem ist zu nennen der Mangel an Vorbereitung zu dem Berufe der Hausfrau. Oft genug ist die Zerrüttung des Familienlebens und der finanzielle Ruin der Arbeiterfamilien auf die ungenügende hauswirtschaft-

liche Ausbildung und die dadurch veranlaßte unrationelle Wirtschaftsführung zurückzuführen. Die ungenügende Vorbildung für den Erwerb — die Arbeiterinnen verrichten mehr wie die Männer ungelernte Arbeit — führt des weiteren zu jener geistigen Oede des industriellen Arbeitslebens, wie sie Elisabeth Gnauck-Kühne in ihrer Schrift über die „Arbeiterinnenfrage“ so ergreifend geschildert hat. Die ewige Gleichmäßigkeit der ungelernten Fabrikarbeit führt allzu oft auch zur geistigen Abstumpfung und hier weist Dr. Reßbach mit Recht insbesondere auch auf die verhängnisvollen Wirkungen hin, welche die Kolportageromane, die gerade von den Arbeiterinnen und Dienstboten so gerne gekauft und gelesen werden, auf die geistige und sittliche Verfassung der jungen Mädchen ausüben müssen. Die Arbeiterin ist durch die Zusammenarbeit der beiden Geschlechter, durch die Abhängigkeit von männlichen Vorgesetzten, durch die Zustände im Wohnungswesen u. s. w. ohnedies mannigfachen sittlichen Gefahren ausgesetzt.

An diesen Missständen, wie sie das moderne Wirtschaftsleben gezeitigt, durfte die soziale Gesetzgebung nicht achtlos vorübergehen. Der Arbeiterinnenschutz bildete wie in andern Ländern so auch in der Schweiz den Ausgangspunkt für die gesamte Arbeiterschutzgesetzgebung. Im Jahre 1877 stand die Schweiz mit dem Fabrikgesetz an der Spitze der Arbeiterschutzgesetzgebung. Wir sind seither überholt worden. Bereits liegt der von der eidgen. Expertenkommision bearbeitete Entwurf des revisierten Fabrikgesetzes vor, welcher in Art. 17 folgende Vorschriften über die Beschäftigung von weiblichen Personen enthält: „Weibliche Personen dürfen nicht zur Sonntags- oder zur Nachtarbeit verwendet werden. Der Bundesrat ist ermächtigt, für Betriebe bestimmter Industriezweige bei nachgewiesenem Bedürfnis die Verschiebung der gesetzlichen Arbeitsdauer von Frauenspersonen über 18 Jahren ausnahmsweise über 8 Uhr abends zu gestatten. Unter allen Umständen muß die Nachtruhe weiblicher Personen mindestens 11 Stunden betragen und die Zeit von abends 10 Uhr bis morgens 5 Uhr in sich schließen.“

Wenn Arbeiterinnen ein Haushwesen zu besorgen haben, so sind sie eine halbe Stunde vor der Mittagspause zu entlassen, sofern diese nicht mindestens $1\frac{1}{2}$ Stunden beträgt. An Vorabenden von Sonn- und gesetzlichen Festtagen soll ihnen auf Wunsch gestattet werden, die Arbeit um Mittag zu beenden.

Wöchnerinnen dürfen nach ihrer Niederkunft während sechs Wochen nicht in der Fabrik beschäftigt werden.

Schwangere dürfen auf bloße Anzeige hin ihren Austritt aus der Fabrik nehmen.“

Diese Vorschriften decken sich im allgemeinen mit den Bestimmungen des geltenden Gesetzes. Freilich hat das absolute Verbot der Frauen-nachtarbeit gegenüber dem Wortlaut des bestehenden Fabrikgesetzes eine Einschränkung erfahren. Anderseits ist die Ermöglichung des freien Samstag-Nachmittag als ein Fortschritt zu bezeichnen.

Erwähnt sei noch, daß zahlreiche Kantone von ihrem Rechte, besondere Arbeiterschutzgesetze zu erlassen, Gebrauch gemacht haben (Glarus 1892, Zürich 1894, Luzern 1895, Solothurn 1896, Neuenburg 1901, Aargau 1903, Basel 1905, Bern 1907, Appenzell 1908). Die Bestimmungen dieser kantonalen Gesetze beziehen sich zumeist nur auf den Schutz der Arbeiterinnen.

Eine durchgreifende Heilung der Mißstände ist indessen, wie der Autor mit Nachdruck hervorhebt, im Rahmen unserer bestehenden Gesellschaftsordnung nicht möglich. „Es bedarf aber einer Reihe von einschneidenden Maßnahmen, wenn die Gesundung des sozialen Körpers erfolgen soll. Es sind, um bei unserem Bilde vom kranken Körper zu bleiben, operative Eingriffe und Heilung von innen heraus notwendig (gesetzliche Maßnahmen, Organisation, Weckung des sozialen Pflichtgefühls. Weckung des christlichen Geistes).“ Weder der Sozialismus noch der Liberalismus wird die Lösung der sozialen Zeitprobleme bringen. Das Christentum wird auch die soziale Religion der Zukunft sein. „Die Verchristlichung der Gesellschaft ist die innere Heilung des sozialen Körpers, sie ist eine geistige Bluterneuerung. Aber diese innere Heilung ist, so wichtig und unentbehrlich sie auch ist, doch nicht imstande, alle Uebel sozialer Art zu entfernen, schon deswegen nicht, weil die Frucht solcher Erziehungsarbeit erst später reifen wird. Es bedarf vielmehr noch einer Heilung von außen, Maßnahmen gesellschaftlicher Selbsthilfe, Maßnahmen gesetzlicher und charitativer Art.“

Mit gutem Grunde stellt Dr. Retzbach an die Spitze dieser Postulate die gewichtige Forderung eines gesetzlichen Verbotes der eheweiblichen Fabrikarbeit, wobei er freilich die Hemmnisse nicht verkennt, welche diesem Ziele heute noch entgegenstehen. Es handelt sich hier, wie schlagend nachgewiesen wird, keineswegs um ein unerreichbares Ideal. Im Gegenteil: „die gute Haushaltungsführung, wie die Gesundung des sozialen Lebens überhaupt verlangt die Ehefrau zurück in die Familie.“

Als wichtigste Maßnahmen zur Lösung der gewerblichen Arbeiterinnenfrage sind zu nennen:

1. Die Bestrebungen zur hauswirtschaftlichen, beruflichen und geistigen Ausbildung der Arbeiterinnen. (Errichtung obligatorischer Haushaltungsschulen durch die Gemeinden — Einwirkung auf die Berufswahl in einer Richtung, die von der Industrie abführt — obligatorische Fortbildungsschulen für die weibliche Jugend und geistige Hebung durch Vorträge, Verbreitung guter Literatur etc.).

2. Ausbau des Versicherungswesens (Kranken- und Unfallversicherung, Arbeitslosen-, Witwen- und Wöchnerinnenversicherung, Mutter-schaftsversicherung).

3. Ausbau der Arbeiterschutzgesetze (Ausdehnung des gesetzlichen Arbeiterinnenschutzes auf die Hausindustrie, energische Durchführung der bestehenden Schutzgesetzgebung, Freigabe des Samstag-Nachmittags, Errichtung von Arbeitskammern und gesetzliche Regelung des Tarifvertragswesens).

4. Soziale Selbsthilfe durch Organisation von Arbeiterinnenvereinen und christlichen Gewerkschaften,

5. Wohlfahrtsbestrebungen (Säuglingsheime, Kinderbewahranstalten, Kinderhorte, Wöchnerinnenpflege, Haushaltungskurse, Arbeiterinnenheim etc.).

Am Schlusse seines Werkes weist Dr. Retzbach mit Recht hin auf die Macht der Käuferinnen, auf den Einfluß, den die Frauen auf die Gestaltung des sozialen Arbeitsverhältnisses auszuüben in der Lage sind. Durch die Organisation von Käuferlingen — auch in der Schweiz besteht seit einigen Jahren eine solche Vereinigung — vermögen die Konsumenten in wirksamer Weise das Arbeitsverhältnis zu beeinflussen. Wir erachten diese Bestrebungen zur Weckung des sozialen Verantwortlichkeitsgefühls für wichtig genug, um bei Gelegenheit einläßlicher auf dieses Thema zurückzukommen. Nur darauf sei hier hingewiesen, daß gerade die sozialen Missstände, welche im Leben der arbeitenden Frauen zutage treten, zum nicht unbeträchtlichen Teile auf das Fehlen jeglicher Konsumentenmoral zurückgeführt werden müssen.

Es besteht aber in der Schweiz auch eine aufblühende christliche Arbeiterinnenbewegung, welche die aufrichtigsten Sympathien und die Unterstützung aller beanspruchen darf, denen an der Gefundung unserer wirtschaftlichen Verhältnisse gelegen ist. Möchten unsere katholischen Frauen diesen wohltätigen und erfolgreich wirkenden Arbeiterinnenvereinen die so notwendige Förderung angedeihen lassen! Sie erfüllen damit eine nächstliegende, soziale Pflicht. Dr. A. Hättenschwiller.

Katholisches Vereinsleben.

Katholischer Frauenbund. Am 10. Oktober abhielten sich im Hotel „Union“ Luzern unter dem Vorsitze von Herrn Dr. Pestalozzi-Pfyffer eine Anzahl Herren und Damen — Vertretungen der verschiedenen Landesteile — zur Besprechung der Interessen des schweiz. katholischen Frauenbundes. Allgemein wurde die Institution als eine durchaus zeitgemäße bezeichnet. Die zur Annahme einer kräftigen Entfaltung des Bundes gemachten Vorschläge wurden dem Zentralkomitee überwiesen, von welchem dieselben zur Durchführung an die Organe des Frauenbundes zurückgehen werden.

Aphorismen.

Mit jedem Jahre länger, da wir verbannt hier reisen,
Erstarkt der Drang nach Ruhe für unserer Tage Rest;
Wie glücklich, den die Nöten zur wahren Heimat weisen,
Sonst gräbt er wie ein Maulwurf sich hier im Alter fest.

P. A. M. Weiß.

Wunder gibt es, deren Wirken
Nie zu Ende wird geschrieben:
Menschengeist mit seinem Forschen,
Menschenherz mit seinem Lieben.

F. W. Weber, „Dreizehnlinden.“

Insertions-Preise:
25 Cts. per Nonpareille-Zeile;
bei unveränderter Wiederholung 20 Cts.

Inserate

Bei grössern Aufträgen
und mehrern Wiederholungen
Extra-Rabatt. Stellengesuche
20 Cts. Reklamen 1 Fr.

■ Tuchfabrikation ■

Gebrüder Ackermann in Entlebuch.

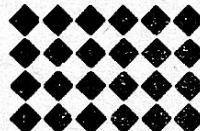
Wir beeihren uns, unser Geschäft unserer werten Kundschaft und einem weitern Publikum speziell auch für **Kundenarbeit** in Erinnerung z. bringen
Wir fabrizieren Tuch
 ganz- und halbwollene Stoffe für **solide Frauen- u. Männerkleider** und bitten genau auf unsere Adresse
 3723

Gebrüder Ackermann in Entlebuch
 zu achten. Durch die während Jahrzehnten gesammelten Kenntnisse und Erfahrungen in der

■ Tuchfabrikation ■

sind wir imstande **jedermann reellz. bedienen.**

Um rechtzeitig liefern zu können, bitten wir um baldige Einsendung des Spinnstoffes, Schafwolle oder auch Wollabfälle. **Gebrüder Ackermann.**

F I L Z — in allen Farben und Qualitäten

 für Handarbeiten, Decken, Unterlagen, Jupons, Teppiche etc. empfiehlt
Filzfabrik Wil (Kt. St. Gallen)
 Muster auf Verlangen gratis und franko. H 4489 G

RÄBER & CIE
BUCHDRUCKEREI, BUCH- UND KUNSTHANDLUNG

Ecke Franken-Morgartenstrasse LUZERN
 Filiale: Kornmarktgasse

Bücher aus allen Wissensgebieten — Fach- und Standesschriften — Unterhaltungslektüre — Reiseliteratur u. Kartenwerke — Andachtsbücher — Feine Devotionalien

Die Buchdruckerei empfiehlt sich für rasche und billige Lieferung aller Sorten Drucksachen in einfacher bis reichster Ausstattung in allen Stilarten

Das passendste u. schönste Weihnachts-Geschenk für Jungfrauen

ist unstreitig das soeben in unserm Verlage in 28. Aufl. erschienene u. von dem rühmlichst bekannten Jesuitenpater Waldner verfasste Lehr- und Gebetbuch:

Jesu,
die Krone der Jungfrauen.

576 S. II. 80. Geb. in Kaliko mit Rotschnitt 1,50 M.; in Chagrin mit Goldschn. 2 M.; in Bockleder 2,50 M.; 2,60 M.; 3,20 M.; in franz. Einb. 2,80 M.; in farb. Saffian (biegsam) mit Gold- u. Silberprägung und rund. Ecken 3,60 M.; in Kalbl. 4,40 M.; mit reicher Prägung 4,60 M.; 4,80 M.; 5,— M.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen.
Bonifacius-Dückerei,
 Paderborn.

Junge Töchter,

welche sich dem Missionsberufe für Schule u. Krankenpflege in den Vereinigten Staaten Nordamerikas widmen möchten, erhalten Auskunft, Prüfung u. Vorbereitung auf ihre Tätigkeit durch die Oberin des

St. Josephs-Asyl
 Einsiedeln (Schweiz).

Ein Mädchen

sucht Stelle für Küche und Haus zu einer gut katholischen Herrschaft. Eintritt nach Uebereinkunft.

AS



KONGO.
das beste aller
Schuhglanzmittel
SEIFENFABRIK KREUZLINGEN
CARL SCHULER & CIE.

Hübsche und billige

Papeterien

sind zu haben bei

**Räber & Cie.,
Luzern.**

Mellin's Nahrung

Bester Ersatz für Muttermilch. Leicht und schnell verdaulich, erzeugt einen gesunden und kraftvollen Körper.

In allen Apotheken u.
Drogerien.

Buch der Wünsche.

Eine Sammlung von Gelegenheits-Gedichten und Glückwünschen für Schule und Haus von Hedwig Dransfeld.

Enthält Neujahrsgrüße, Namenstage- u. Geburtstagswünsche, Festausführungen, Polterabend- und Hochzeitsgedichte, Willkommen- u. Abschiedsverse, Jubiläums-Gedichte, Stammbuchverse etc. Preis 75 Cts., geb. Fr. 1.25

Breer & Thiemann
Verlag, Hamm, Westfalen.

Zu beziehen durch
Räber & Cie., Luzern.

Eine Sorge weniger

haben diejenigen Hausfrauen, die sich ihre Haustonkette nicht mehr selber herstellen, sondern sich dieselben von der rühmlich bekannten Firma Ch. Singer, Basel, kommen lassen.

Singers Haustonkette sind den selbstgemachten nicht nur vollkommen ebenbürtig, sondern sie bieten eine viel reichhaltigere Auswahl in stets frischer Qualität. Postkellis von 4 Pfund netto, gemischt in 10 Sorten, Fr. 6 francs durch die ganze Schweiz. Zahlreiche Anerkennungen.

Abonnements-Einladung.

„Armen-Seelen-Glöcklein“, Monatsschrift zum Troste der leidenden Seelen im Fegefeuer, mit einem Anhang und Beilage «Kinderfreund». Jährlich 12 Hefte, frei ins Haus M. 2.10. „Kathol. Volksbote“, Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung. Jährlich 24 Hefte, frei ins Haus Mk. 3.20.

„St. Josephs-Glöcklein“, Monatsschrift für die Verehrer des hl. Joseph, Mitglieder des Vereins der hl. Familie, inkl. «Kinderfreund». Jährlich 12 Hefte, frei ins Haus Mk. 1.80. -- Agenturen werden gegen hohen Verdienst errichtet. Beträge können in Marken oder per Postanweisungen zugesandt werden.

Wer 8 Abonnenten gewinnt und vorausbezahlt, erhält ausser Frankozusendung, Freiexemplar, noch ein schönes Geschenk.

Zahlreiche Bestellungen erbittet

Felix Egerndorfer, Redakteur und Verleger,
Steinbruck, Post Raubling (Oberbayern).

2000 Fr.

an die ersten 1000 Leser und Leserinnen, welche sich auf dieses Inserat
bezichen, verteile ich eine

Prämie von 2000 Franken

Um die Präparate meiner biologischen Schönheitspflege noch mehr bekannt zu machen, und um es jedermann zu ermöglichen, dieselben zu beziehen, habe ich mich entschlossen, den ersten 1000 Lesern, welche eine Bestellung auf die untenstehenden Mittel im Wert von 10 Fr. machen, eine Ermässigung von 20% einzuräumen.

Schreiben Sie umgehend, damit ich auch Ihnen den Vorzugspreis einräumen kann und vergessen Sie nicht, sich auf dieses Inserat zu beziehen.

Nachstehend die Präparate meiner biologischen Schönheitspflege, deren Sie sich mit vollem Vertrauen bedienen können, da ich für vollkommenen Erfolg und absolute Unschädlichkeit garantiere. — Unzählige Dankschreiben.

Es existieren bis jetzt keine andern Mittel, die auch nur annähernd die Erfolge vortäuschen können, wie sie meine ärztlicherseits empfohlenen Präparate **tatsächlich dauernd herbeiführen**.

Schönheit des Gesichts

Einen blendend reinen jugendfrisch, Teint erlangen Sie mit «Venus». Alle Unreinheiten der Haut verschwinden und der Teint wird frisch und gesund. Kein Pudern u Schminken mehr. Schwarze Punkte Pickel u Säuren, Sommersprossen und alle Unreinheiten sind für immer beseitigt mit «Venus».

Preis Fr. 4.75



Schönheit der Augen

Schönen Glanz, lebhaften Blick verleiht Ihren Augen die Anwendung von «Bellona». Wimpern, Brauen werden voll u. seidig. Krähenfüsse, Röte, Ränder u. Gedunsenheit schwinden.

Preis Fr. 9.—

Stirnfalten

werden mit meiner Stirnbinde schnell und sicher behoben. Der finstere, strenge Ausdruck des Gesichts schwindet

Preis Fr. 4.—

Schreiben Sie nur an nachstehende Adresse, denn Sie haben dann im Voraus die Garantie, dass Sie auf dem Gebiete der Schönheitspflege auch ehrlich und reell bedient werden.

Unerwünschten Haarwuchs

beseitigen Sie selbst für dauernd schmerzlos ohne Reizung der Haut mit d. Wurzel-

Preis Fr. 2.20

Gegen Korpulenz

Fettleibigkeit, wird mit Norma überraschend schnell beseitigt. Der starke Leib u. die breiten Hüften nehmen ab. Ueberfülle der Büste nimmt ihr natürliches Ebenmass wieder an. Der schwerfällige Gang wird leicht und elastisch und alle Bewegungen graziös und kraftvoll.

Preis Fr. 6.—

Schönheit der Büste

prächtige Körperformen u. graziose Linien erlangen Damen jeden Alters mit m. «Juno». Aeusserlich. Die Büste erlangt elastische Festigkeit, knochige Vorsprünge und Vertiefungen an Brust und Schultern schwinden. Kein Stärkerwerden der Hüfte.

Preis Fr. 6.—

Schönheit der Haare

Schönes, volles, duftiges Haar erlangen Sie mit «Lorelei». Schuppen, Haarausfall usw. verschwinden sofort. «Lorelei» ist das rationellste Mittel zur vernünftigen Pflege d. Frauen-Männer u. Kinder-Haare.

Preis Fr. 3.75

2 Flacon Fr. 7.—

Doppelkinn

stört die Anmut des Gesichts und macht es übermäßig gross. Beseitigung schnell u. sicher mit meiner Kinnbinde. Preis Fr. 4.—

Warzen

Muttermale, Leberflecke, Schandläuse, werden in 3—5 Tagen ohne Schniden und ohne Aetzen mit m. Ingold beseitigt. Nicht die geringste Spur bleibt zurück.

Preis Fr. 5.—

ff. hygienische Kräutersaft-Toiletteseife

Milde, absolut reizlose Toiletteseife, hergestellt aus den feinsten vegetabilischen Stoffen (keine tierischen Fette). Selbst für die empfindlichste Haut zuträglich, daher die beste Kinderseife.

Per Karton mit 3 Stück Fr. 1.75

Auskunft gratis!

Konsultationen gratis!

Versand diskret!

Institut für Schönheits-Pflege: Frau H. D. Schenke

Löwenplatz 43, II. Etage Zürich Löwenplatz 43, II. Etage.